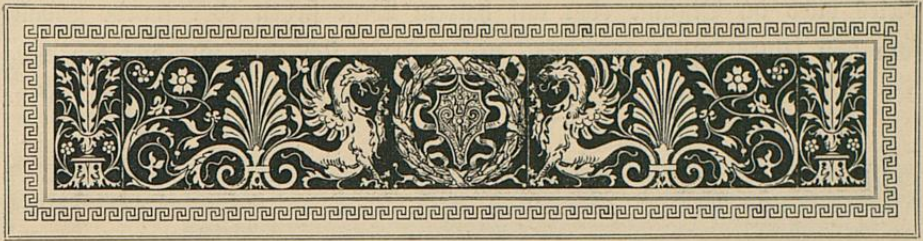


III. Buch.

Die Neuzeit.



1. Kapitel.

Die Trachten im Zeitalter der Reformation.

Als am Schlusse des Mittelalters gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine große Epoche der Weltgeschichte im Erlöschen stand und von einer neuen nur die ersten Morgenstrahlen sich zeigten, da erscholl auch im ganzen deutschen Reiche der Ruf nach einer Reformation an Haupt und Gliedern. Man meinte das Oberhaupt des Reiches und seine geschwächte Würde von viel Ehre und wenig Macht; man meinte den öffentlichen Rechtsstand, den aller Orten gefährdeten Landfrieden, die Unsicherheit der Straßen, die Mühseligkeiten und Plackereien in Handel und Verkehr; man meinte auch die Kirche, die Schule und was alles faul und verdorben war im vielgestaltigen heiligen römischen Reiche.

Sie kam auch, diese Reformation, wie wohl bekannt, und kein Zweig des politischen Lebens, kein Zweig der Cultur, der nicht von ihr ergriffen worden wäre. Kaiser und Reich, Fürsten und Städte, Kirche und Schule, Wissenschaft und Kunst, sie wurden alle in den großen Strom hineingezogen und fortgerissen, die einen mehr, die anderen weniger, die einen rascher, die anderen langsamer. Es lief nicht alles nach dem Wunsche und nach den Meinungen derer aus, die den Ruf nach Reformen erhoben hatten;

vieles blieb im Beginne oder auf halbem Wege stehen oder wurde gewaltsam von seinem Ziele abgelenkt, vieles begab sich eben nur auf den Weg der Wandlung, von der Zukunft erst die Umgestaltung erwartend. Eine



192. Trachten im Beginn der Reformationzeit um 1515. Aus dem Weiskunig. (Nach einem gleichzeitigen Probebrud.)

neue Epoche, eine neue Kultur brauchen Zeit zu ihrem Werden, zu ihrer Entwicklung. Das Meiste ging in jenem aufgeregten, sturmbelegten Moment der Weltgeschichte immer noch schneller, als der ruhige Lauf der Dinge es hätte geschehen lassen.

Kein Zweig der Cultur aber änderte sich rascher und radicaler um als das Costüm. Die Reformation an Haupt und Gliedern, nach welcher man gerufen hatte, hier erfolgte sie buchstäblich. Binnen zwei oder drei Jahrzehnten waren die Menschen dieser Epoche in allen europäischen Culturstaaten von Kopf bis zu Füßen völlig umgeschaffen, einerlei ob die politischen und kirchlichen Reformen bei ihnen festen Boden gefunden hatten oder nicht. Der socialen Umwandlung beugten sie sich alle, und dem socialen Wandel folgte die Tracht. Die Italiener Rafaels, Lionardos, Titians sind oder erscheinen andere als diejenigen der Masaccio und Ghirlandajo, die Deutschen Dürers andere als diejenigen Martin Schöns, die Engländer unter Heinrich VIII., wie sie Holbein zeichnete und malte, andere als diejenigen unter Heinrich VII. Selbst in Spanien fand das reformatorische Costüm sofort Verbreitung, allerdings nur für kurze Zeit, denn als Karl V. in der Schlacht bei Billalar (1522) die politische und kirchliche Bewegung Spaniens niederwarf, wurde der Gang der Trachten unterbrochen, aber nicht zurück, sondern in neue Bahnen eingelenkt.

Es war vielleicht die merkwürdigste Periode der Costümgeschichte, welche derjenigen der Reformationszeit vorausging. Kein Reich, keine Hauptstadt, kein kaiserlicher oder königlicher Hof gebot der europäischen Mode und schrieb ihr Formen und Gesetze vor — wenn auch eine Zeitlang der Hof von Burgund eine gewisse Führung hatte. Es geht ein gleicher Zug durch alle Trachtenformen Europas, aber dieser Zug ist der der Zerrissenheit, der Zerspitterung, der Gesetßlosigkeit, des Eigenwillens. Ein jeder scheint seinem eigenen Kopfe zu folgen, und in diesem Kopfe sieht es wunderbar, bizarr und narrenhaft aus. So viel Köpfe, so viel Sinne, so viel Hüte und Hauben. Seltsamkeit der Formen, Buntheit der Farben, Fühllosigkeit für Anstand, Würde und Scham, das ist, wie wir ausführlich geschildert haben, der Charakter der Trachten und Moden im fünfzehnten Jahrhundert noch gegen das Ende desselben. Die Schellen haben kaum die Herren verlassen, um den Narren zu bleiben; die Schnabelschuhe stehen noch in Blüthe; die Frauen verstecken ihr Haar unter mißgestalteten Hauben, und die Männer, jung und alt, blond und weiß, lassen es in wohlgefräuselten und gefärbten Locken auf die nackten Schultern fallen. Ihre Kleidung sitzt ihnen eng zum Zerspringen, und darüber hängt die weite, kastanartige Schaub. Frauen

verhüllen das Haupt, daß nur Augen und Nase sichtbar bleiben, aber Hals, Brust und Rücken werden bis auf den Gürtel entblößt (Abb. 193), während massenhafter Stoff ellenlang als Schleppe hinter den Füßen liegt. Uebertriebener Sittsamkeit steht die Schamlosigkeit zur Seite, der Ehrbarkeit gesellt sich die höchste Gefenhaftigkeit, und das alles kann man auf einem und demselben Feste sehen, ja an einer und derselben Person.



193. Deutsche Frauentrachten vom Ende des 15. Jahrhunderts. (Aus einem Stammbuch der Herzoge von Sachsen in Dresden.)

Eine neue Zeit, eine Umkehr that dringend noth. Es mußte ein neuer Geist der Mode kommen, es mußte Einheit, Ordnung, Gesetz, es mußte wieder Anstand, Würde, männliches Bewußtsein in die zerfahrene Welt einführen. Und so geschah es auch mit der großen Culturbewegung und unter ihrem Einfluß im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Wenn man die Menschen etwa von 1510 oder 1520 (Abb. 194, 195, 200) mit denen vor dem Jahre 1500 vergleicht, so sieht man zwar nicht alle Reste der Narrenperiode verschwunden, doch das Wenige, was übrig ist, von einem neuen Geiste zurückgedrängt und beherrscht. Ernst und Würde machen sich geltend, Männlichkeit ruht in den Zügen des Antlitzes, wie auf

den Formen und Farben der Kleidung. Es ist eine ernste Zeit, die herein-
gebrochen ist, die Gewissen sind aufgeregt, die religiöse Bewegung ist vor-
herrschend. Ein Gewissen, das in sich geht, das mit seinem Glauben ins
Reine kommen will, wird nicht länger eine Kleidung dulden, welche die
Eitelkeit der Welt an sich trägt. Zehn Jahre später, um das Jahr 1525,
fällt es selbst den Leuten jener Zeit auf, wie gleichförmig die Kleidung



104. Vornehme deutsche Trachten von einem Nürnberger Hochzeitsszug, 1500–1510. (Nach einem Aquarell in Nürnberg.)
(Uebergangscostüm.)

geworden ist. Und sie ist nicht bloß gleichförmig geworden: bei dem Fürsten
wie bei dem Bürger, bei den Damen des Hofes, wie auf der Burg und
im städtischen Hause giebt es höchst würdevolle Erscheinungen, würdig in
den Formen und bescheiden in der Farbe, weder geckenhaft noch mönchisch,
weder unehrbar noch überängstlich verhüllt, weder flatternd lustig noch
versteift.

Aber das ist leider nicht die einzige charakteristische Seite an dem
Costüm dieser Periode. Von Anfang an ging die Tendenz der neuen
Formen entschieden in dieser Richtung der Einfachheit, Ehrbarkeit und Männ-
lichkeit. Aber es traten Elemente in die Geschichte ein, die sich selbst an

die Spitze der Trachtenbewegung stellten und sie zum großen Theile von dem eingeschlagenen Wege ablenkten. Eine gährende Zeit wie diese, die nach neuem Leben ringt, wirft die Geister der Tiefe an die Oberfläche, wo sie im Strudel ihr Wesen treiben, bis sie wieder in die Tiefe versinken. Die neuartige Politik der Fürsten und Völker mit ihren steten Reibungen



195. Bürgerliche deutsche Tracht, 1500 – 1510. (Von einem Aquarell in Nürnberg.)

und Kriegen schaffen ein Heer von Abenteurern, ein Söldnervolk, das nicht bloß die Schlachten entscheidet, sondern auch in der Schöpfung der Moden eine entscheidende Rolle spielt. Das sind die berühmten Landsknechte, die Knechte des Landes, des niederen Landes im Gegensatz gegen die Schweizer, mit denen sie auf allen Schlachtfeldern als Rivalen sich zu messen hatten. Als jüngere Söhne aus ehrbarem Bürger- oder Bauernstande hervorgegangen, zum Theil auch aus dem Adel, den Abenteuer, Beute und Ruhmsucht lockten, hatten sie den Krieg zu ihrem Handwerk erkoren. Unbekümmert um das

Vaterland, strömten sie zusammen, wo die Trommel gerührt wurde. So dienten sie dem Kaiser und seinen Feinden, dem Schweden und dem Italiener, dem Franzosen und dem Engländer. Keine Schlacht zu dieser Zeit in Europa, Afrika, im neuentdeckten Amerika, wo nicht die „frommen Landsknechte“ mitkämpften.



196. Landsknecht, der Schultheiß und sein Weib. Um 1520.
(Nach einem Holzschnitt von H. Weidemann.)

Ein mühseliges, abenteuerndes, zwischen Sieg und Noth, Fülle und Elend schwankendes Leben, beständig den Tod auf dem Schlachtfelde vor Augen oder den schlimmeren in Siechthum und Hunger! Heute übermüthig im Siege, stolz und prächtig in ihrer Kleidung, morgen flüchtig, verfolgt, hungernd und abgerissen, ein Schrecken dem Bauer und dem Bürger und ein Abscheu dem feinen Franzosen, wenn sie in ihrer wilden und phantastischen Erscheinung an den Hof kamen. Denn so abenteuernd wie ihr Leben, so abenteuerlich war ihre Erscheinung.

„zerhauen und zerschnitten
nach adeligen Sitten.“

So wollten sie sein; sie bedurften dieser wilden, flotten Phantastik zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, als geringe Entschädigung ihrer Mühsal, und sie gefielen sich darin, sich so auffallend, so bunt, so wild, wie sie nur erdenken konnten, zu kleiden (Abb. 196, 197, 206—209).



197. Landsknecht mit Helmbarte. Um 1520. (Nach einem Holzschnitt von H. Mellemann.)

So trat denn wiederum der Tendenz zu Einfachheit und Würde die Phantastik zur Seite, und wenn sie auch nur von einer absonderlichen Classe von Menschen ausging, so konnte es doch nicht ausbleiben, daß überall ein Etwas von ihr, hier mehr dort weniger, der bürgerlichen Kleidung anslog. Das ging selbst über Deutschland hinaus. Gegen die zwanziger Jahre oder im Anfang derselben kann man selbst in Frankreich oder in Spanien bemerken, wie etwas von landsknechtlicher Art in die Trachten kommt (Abb. 198).

Deutschland geht entschieden mit seinen Moden voran, wenn auch nicht grade zu seinem Ruhme. Aber nur für kurze Zeit. Denn sofort nach der Schlacht bei Villalar gingen die Moden in Spanien schon in jene Versteifung über, welche der herrschende Charakterzug der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts werden sollte, und Frankreich folgte derselben Richtung, wenn auch Anfangs mit einiger Zurückhaltung und unter gleich-



198. Französische Tracht um 1525. Herzog Claudius von Guise † 1555. (Gemälde im Schloß Gu.)

zeitigem Einfluß italienischer Moden. Es geschah, weil in dem einen Lande die reformatorische Bewegung unterdrückt wurde und in dem anderen nicht zu voller Entfaltung gelangen konnte, während in Italien die große Kunst-epoche, der wirklich und allgemein verfeinerte Geschmack noch eine gute Weile nachwirkte. In Deutschland aber hatte drei Jahrzehnte lang die große Bewegung eine ungehinderte Entwicklung gehabt. Es konnte daher auch die Tracht in Deutschland ihren freien Lauf nehmen, soweit sie nicht durch

landsknechtische Art abgelenkt wurde. Indessen stand diese Art der ursprünglichen Richtung nicht gar so ferne, denn, wenn diese auf Befreiung von Zwang und Enge und lästigen Formen hinausging, so war die Weise der



199. Deutsche Trachten um 1515. Aus dem Weiskunig. Nach einem gleichzeitigen Probebrud. (Langes Haar und Calotte.)

Landsknechte nur das Uebermaß in dieser Richtung der Freiheit, der Mißbrauch derselben und das Hinüberschlagen in die Phantastik. Als dann nach der Schlacht bei Mühlberg und dem Augsburger Frieden die protestantische Bewegung ihre Gränzen fand und nun die unausbleibliche Reaction

eintrat, da ging zwar die landsknechtische Tracht noch eine Weile ihren abenteuerlichen Weg weiter, aber in allen bürgerlichen Kreisen trat die Versteifung ein, und bald waren es die spanischen Moden, welche die Welt beherrschten.

Dieser Gang der Dinge läßt sich wie am ganzen Costüm, so an jedem einzelnen Theil der Kleidung, an Haar und Bart genau nachweisen.



200. Deutsche Trachten um 1510. Studenten mit Mäntelchen und Schabe. Nach Holzschnitten. (Schabe in früher Gestalt.)

Nehmen wir, diesen Nachweis zu liefern und die Veränderungen im Einzelnen kennen zu lernen, erst das Haupt und dann die Glieder. Der Kopf ist der feinste, der sensibelste Barometer. Und zwar betrachten wir uns den Mann zuerst, denn in dieser bewegten und gefährvollen Zeit, die sich von Weichlichkeit und Gefekhaftigkeit lösringt und der Männlichkeit zustrebt, regiert der Mann auch im Costüm. Er schreibt die Moden vor, die Frau folgt.

Ein langes, wohlgepflegtes, gelocktes Haar, das auf die entblößten Schultern fällt, ein hartloses Gesicht (Abb. 200), das waren die Charakter-

jüge des männlichen Kopfes auf der Scheide des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, eine weibliche Erscheinung, der Ausdruck einer verkehrten Eitelkeit. Wir erinnern beispielsweise nur an den wohlbekannten langgelocten Kopf Dürers auf seinem Selbstportrait aus den zwanziger Jahren. Die neue Zeit nach ihrer Tendenz verlangt die Kürzung des Haares.



201. Kaiser Karl V. Jugendliches Portrait vom J. 1519 (mit Kolbe und gestiftem Gemb).
(Nach Dürer.)

und die Freiheit des Bartes. Beides tritt sichtbar ein, wenn man die zahllosen Bilder dieser Zeit vergleicht, erst zögernd, zweifelhaft, dann ganz entschieden. Schon vor 1520 ist die neue Haartracht in der Form der sogenannten Kolbe fertig. Zwei grade Schnitte bezeichnen sie. Das Haar ist rings vom Scheitel herabgekämmt; der eine Schnitt geht in grader Linie über die Stirne von Schläfe zu Schläfe, der andere in gleicher Weise um den Nacken von Ohr zu Ohr: kein Scheitel, keine Locke, die nach Eitelkeit aussieht, kein Brenneisen, das hier etwas zu thun hätte (Abb. 201,

202, 205 u. a.). Diese höchst einfache Frijur der Kolbe ist nach dem Jahre 1520 die ganz allgemeine Tracht des Mannes, von der es fast nur Ausnahmen giebt mit völliger Kürze, denn das ist die weitere Tendenz, in welcher wiederum die Landsknechte vorangehen.

Nicht ganz so ist es mit dem Barte. Die Verkürzung des Haupthaars ruft ihn allemal hervor, und so bleibt er auch diesmal nicht aus.

MALER.

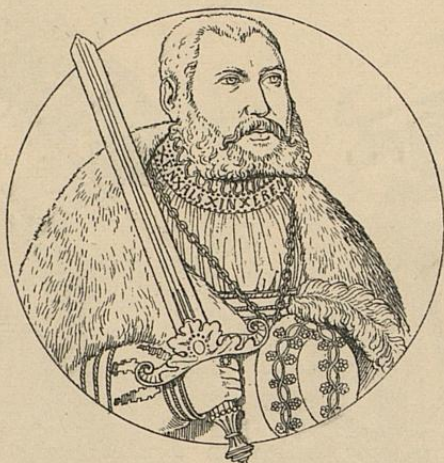
HEINRICH FULLMAURER. ALBRECHT MEYER



202. Deutsche Bürgertracht, 1530–1540. (Nach einer Radirung.)

Aber er kommt verspottet, bestritten und in mehrfacher Gestalt, als ob er die rechte Form nicht finden könne. Als er zuerst erschien, wurde er wie jede ungewöhnliche Erscheinung ein Gegenstand der Sittenprediger. Im Gegensatz gegen das hergebrachte glatte Gesicht galt er ihnen für weibisch, unmannlich und narrenhaft. So verkehren sich die Begriffe. Einige Ursache mochte auch dazu vorhanden sein, insofern als der Bart damals in seinen ersten Jahren in gar mannigfacher und mitunter in sehr seltsamer Art getragen wurde. Man sieht ihn um das Jahr 1500 lang und gestutzt, Knebelbärte, Schnurrbärte und Kollbärte, zuweilen nur an den Backen,

zuweilen auch nur an einer Seite des Gesichts und die andere ganz glatt geschoren; es kommt auch vor, daß einer den Kinnbart und Backenbart an der einen Seite lang wachsen läßt und in einen Zopf flicht. Da hatte denn der Prediger Geiler von Kaisersberg wohl recht, wenn er sagt: „es will jeder was Besonders tragen, und ist alles Narrenwerk.“ Endlich ging aus diesem Kampfe der Bärte wiederum um das Jahr 1520 eine Form, wenn auch nicht als die alleingültige, doch als die siegreiche hervor (Abb. 203). Das ist der unter dem Kinn kurz und in grader Linie gestufte Vollbart,



203. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen im Alter von 32 Jahren.
(Rebaille.)

wie ihn Dürer auf seinen Portraitmedaillen zeigt. Er ist die Ergänzung zur Kolbe und paßt vortrefflich zu ihr. Beide vereinigt geben den deutschen Köpfen der Reformationszeit den überaus männlichen Charakterzug.

Ganz in gleicher Richtung bewegte sich in diesen Jahrzehnten die Geschichte der Kopfbedeckung. Das fünfzehnte Jahrhundert hatte in Hüten und Hauben unzählige Formen, eine überaus bunte Mannigfaltigkeit hervorgebracht. Mit der neuen Zeit verschwanden sie alle sammt und sonders oder fristeten ein Dasein in den niedersten Sphären des Lebens, so der Filzhut, der zu den Bauern herabstieg, um ein Jahrhundert später wieder zu den Soldaten und von den Soldaten zu den höchsten Höhen der menschlichen Gesellschaft zurückzukehren. An ihre Stelle trat eine einzige Kopf-

bedeckung, das Barett, das anfangs eine Verschrumpfung oder Zusammenziehung verschiedener Hutformen bildete, dann aber seine eigene, originale Form behauptete (Abb. 194, 196, 197 u. s. w.).

In den zwanziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts deckt das Barett alle Köpfe, selbst die Frauen nicht ausgenommen. Es ist ein und dasselbe Kleidungsstück, aber ein jeder trägt es in seiner Weise. Das Barett in seiner Weichheit und Nachgiebigkeit zeigt sich eben jedem Wunsche, jedem Kopfe, dem ehrbarsten wie dem eitelsten, gleich gerecht. Der ehrsame Bürger trägt es bescheiden, schlicht, einfach in Farbe und Form. Der reformirte Geistliche, auch wohl der Bürger (Abb. 202) trägt es von schwarzem Sammt, die Krämpe vorn über der Stirne gehoben, hinten in den Nacken heruntergeschlagen. Der Edelmann liebte es von rothem Sammt. Der jugendliche Stutzer wählt lichte und bunte Farben in Sammt oder Seide, deren er mehrere zusammenstellen konnte. Wer dem abenteuernden, freien, kriegerischen Zuge der Zeit folgt, der trägt es leicht, luftig, herausfordernd schief auf das Ohr gesetzt. Zur Farbe gesellt sich der Schmuck, Ketten und Gehänge, ein Portraitmedaillon, vor allem aber das Gefieder, sei es eine Adler- oder Hahnenfeder, die steif herüberschwankt, oder leichter Flaum, der den Rand umzieht, oder Straußenfedern, die das Barett umwallen und am Nacken herabwehen. Endlich wird der Stoff an Rand und Kopf aufgeschlitzt und mit andersfarbigem Stoffe unterlegt, eine Zierde, welche wir sogleich näher werden kennen lernen.

Aber selbst damit ist es noch nicht genug gethan. Der Landsknecht war gewohnt sein breites Barett so schief auf die Seite des Hauptes zu



204. Gefehrtrentacht der Reformationszeit.
Grasmus von Rotterdam. (Holzschnitt nach D. Holbein.)

setzen, daß es dem Kopfe, im Profil gesehen, gleich einem Nimbus stand. Allein so war es schwer zu befestigen. Da erfand man die Auskunft das Haupt erst in eine enge, seidene oder goldgewirkte Netzhaube einzuschließen und das Barett an derselben wie hängend zu befestigen. Diese Haube, Calotte genannt (Abb. 196, 204 u. a.), war ursprünglich Frauentracht, nun wurde sie gemeinsam wie das Barett. Daher denn Geiler von Kaisersberg sagt: „Es gon jezt Frauen wie die Man und hond Barettlin mit Hahnenfederlin uff“, „und das ganz ein Schand ist“, sagt er an anderer Stelle, „daß die Weiber jezt Barett tragen mit Ohren, die Man tragen jeztund Huben wie die Frauen mit Seiden und mit Gold gestickt.“ Die Calotte wurde nicht so allgemein wie das Barett, doch sieht man sie auch im Bürgerstande, und zwar mit und ohne Barett, sodaß sie für sich die Stelle des ehrsamten Hauskäppchens vertritt. Die nachfolgende Verkleinerung des Barett's und Verkürzung der Haare machte sie wieder überflüssig.

Man sieht hier schon an dieser Geschichte der Kopftracht, welchen Einfluß der Landsknecht oder, allgemeiner gesagt, der kriegerische Geist des Zeitalters auf die Formen übte. Noch deutlicher tritt das hervor an der eigentlichen Bekleidung, an Wamms oder Jacke und Beinkleid, von dem weiten Ueberrock, der Schabe, einstweilen abgesehen. Jene beiden Kleidungsstücke, über den Hüften mit Nesteln, Bändern an einander geheftet, hielten, der Tendenz der Enge folgend, im fünfzehnten Jahrhundert den Körper in so gespannter Enge eingeschlossen, daß die Bewegung erschwert war. Die Becken jener Zeit ließen sich das um ihrer Eitelkeit willen gefallen. Nun aber kam gegen Schluß des Jahrhunderts die neue Freiheitsströmung; die Brust ringt wie nach Athem, der Körper will Bewegung, die Glieder ihre Befreiung, die Gelenke sprengen ihre Fesseln. Das ist fast buchstäblich zu nehmen. Man erweitert nicht das Kleidungsstück, sondern schneidet Löcher hinein, dort, wo man sich am meisten beengt fühlt, auf der Brust, an Knieen, Ellbogen und Schultern.

Das alles geschieht nun freilich zum Theil noch unter dem Einfluß des bisherigen Stutzerthums, zum Theil des neuen kriegerischen Geistes, und was so eben eine Nothwendigkeit war, wird bald eine Zierde, ein neuer Gegenstand der Eitelkeit oder der Renommisterei, und unter diesem doppelten Einfluß treten die seltsamsten und bald die abenteuerlichsten Erscheinungen

hervor. Der Pilger schneidet aus seiner engen Hose beide Kniee heraus, um besser gehen zu können; der Landsknecht, gewohnt den Spieß zu fällen und dabei das linke Bein gebogen vorzustrecken, schneidet hier die Hose über



205. Deutsche Trachten um 1515. Aus dem Weiskunig. Nach einem gleichzeitigen Probedruck.

dem Knie weg und geht mit einem nackten und einem bedeckten Beine. Der Stutzer schneidet von seiner Jacke auf Brust und Rücken soviel hinweg, daß kaum hinlänglich übrig bleibt, um die Ärmel zusammen zu halten, und auch diese verschneidet er bald nach voller Willkür, sei es in die Quere,

sei es in die Länge. Wo er weggeschnitten oder aufgeschnitten hat, läßt er zunächst bauschig das Hemd heraustreten, auf der Brust aber, wo es zuweilen die ganze Breite zu füllen hat, wird es fein bestickt und erhält nach dem Halse zu einen goldgestickten Saum. Aber bald erfindet er ein



206. Landsknecht, Fahnenrührer. Um 1520. (Holzschnitt von J. Köbel.)

Anderes. Statt das Hemd aus den Oeffnungen heraustreten zu lassen, erfüllt er diese mit buntfarbigem leichten Seidenstoff, einer Bierge, welche sich bald über den ganzen Körper und alle Kleidungsstücke verbreitet und sie so überwuchert, daß sie die eigentliche charakteristische Erscheinung für die ganze, wenigstens die deutsche Tracht der Reformationszeit wird (Abb. 197, 206, 207 u. a.).

Denn in der That ist die Aufschligung, wenn nicht in der Entstehung — denn alle Völker fühlten die Enge und den Drang nach Freiheit —, doch in ihrer Fortbildung und Ausdehnung durchaus eine deutsche Mode. Bei den Italienern giebt es gegen Ende des fünfzehnten Jahrhun-



207. Landsknecht, Fahnenträger. Ulm 1520. (Holzschnitt von J. Kessel.)

derts einzelne, höchst phantastische Figuren dieser Art, dann ist es mit dieser Zierde vorbei, oder man sieht sie nur sehr maßvoll angewendet. Bei Spaniern und Franzosen sieht man sie ebenfalls, aber nur bis der Gang der politischen und religiösen Bewegung gegen sie entschieden hat. In Deutschland aber findet sie volle Freiheit und tobt sich förmlich aus.

Einmal entstanden, ward sie so recht die Freude des Landsknechts und er überzog sich damit vom Kopf zum Fuß, vom Barett bis zum Schuh. Die ursprüngliche Bedeutung war bald vergessen, und die Laune, die bizarrste Laune war es allein, welche diese lustige Zierde gestaltete. Von den Gelenken ging sie auf alle Flächen über, wo nur Raum war. Man bildete die Schlitze grade, wellig, flammend und stellte sie in Figuren zusammen, in Kreuzen, Sternen, Sonnen, Blumen, Arabesken und Rosetten. Sie wuchsen zu solcher Menge an, daß kaum Originalstoff übrig zu bleiben scheint das Kleidungsstück zusammen zu halten. Der Landsknecht ist aber auch damit nicht zufrieden; er muß noch durch den Contrast wirken, und somit kommt es vor, daß er die eine Seite des Körpers von oben bis unten schlicht und einfarbig hält, sagen wir roth oder schwarz, die andere aber zerschnitten und benäht in aller nur erdenklichen Weise.

Inzwischen konnte es nicht ausbleiben, daß damit oder währenddess auch Veränderungen in der Form der Kleidungsstücke vor sich gegangen waren. Das Wamms war endlich auf der Brust, an den Armen — an diesen vielleicht nur zu sehr — naturgemäß erweitert worden und der Brusttheil war zum Halse hinaufgerückt. Bis zum Jahre 1530, dem Höhepunkt dieser ganzen Entwicklung, ist alle Decolletirung männlicherseits völlig verschwunden. Mehr Veränderung noch war mit dem Beinkleid vor sich gegangen oder stand ihm nahe bevor.

Bis dahin hatte, wenigstens nach der allgemeinen Regel, die Hose in einem Stück die Füße mitbedeckt. Der Brauch des Landsknechts aber rief die Trennung in Hose und Strumpf hervor, eine Trennung, welche fast drei Jahrhunderte später die heutigen langen, unten offenen Pantalons schaffen sollte. Jene Trennung in Hose und Strumpf ging nicht auf einmal vor sich. Der Landsknecht nahm die Gewohnheit an auf dem Marsche kamaschenartig Strümpfe über die Unterschenkel zu ziehen, die er am Knie befestigte; beim Sturme ließ er sie herunterfallen. Ferner vereinfachte er sich seine Schlitmode, indem er über das farbige Beinkleid eine Art Kniehose zog, die nur aus Borten oder Bändern zu bestehen scheint, zwischen welchen die untere Farbe hervorsteht. So waren Kniehose und Strumpf gegeben, und was anfangs Ausnahme und Zierde war, wurde später und nicht lange darnach die regelmäßige Tracht (Abb. 206, 207).

Diese Veränderung des Beinkleids, insbesondere jene Ueberziehhose, veranlaßte noch eine andere, allerdings vorübergehende Mode, welche aber das ungeheuerste Aussehen in der ganzen Welt erregen sollte. Das ist die eigentliche Pluderhose. Sie gehört zwar der Zeit nach erst der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts an, aber sie ist zu sehr nur die Fortsetzung dieser Entwicklung, der höchste Ausfluß der landsknechtischen Moden, um ihrer nicht schon jetzt zu gedenken. Um das Jahr 1550 war es — genauer heißt es 1553 im Lager des Kurfürsten Moriz von Sachsen vor



208. Landsknechtsoberr mit seinen Trabanten. Pluderhosentracht von 1559. (Nach einem Kupferstich von Fr. Brun.)

Magdeburg —, da geschah es, daß die Landsknechte anfangen, durch jene Borten der Ueberhose einen leichten Seidenstoff, Kartek oder Rasch (von der Stadt Arras) genannt, in solcher Fülle hindurchzuziehen, daß er ihnen in wallender Masse bis auf die Füße herunter hing. „Es rauschete, wenn die Hosenhelden kamen, als wenn der Elbstrom durch die Brücke und über ein Wehr ließe,“ so sagte man. Anfangs begnügte man sich mit dreißig oder vierzig Ellen, dann wuchs die Zahl zu hundert heran. Ein Landsknecht nahm neun und neunzig, denn, sagte er, neun und neunzig sei ein lang Wort und gut landsknechtisch, hundert aber sei kurz und nit so prächtig zu reden.

Diese Pluderhose (Abb. 208, 209) wurde der Abscheu aller Welt, ein Schrecken der Franzosen, von Gesezen verboten oder beschränkt, von Fürsten und Obrigkeiten verfolgt. Die Prediger donnerten von der Kanzel gegen sie, wie Andreas Musculus, der Generalsuperintendent in Frankfurt an der Oder, seine Predigt vom Hosenenteufel dagegen hielt und dann im Druck ergehen ließ. Aller Widerstand aber, alle Strafpredigten waren vergebens. Die Pluderhose ging vom Landsknecht, mehr oder weniger grotesk, auf alle Stände in deutschen Landen über, auf den Fürsten wie auf den



209. Landsknechte in Pluderhosen vor 1559. (Nach einem Kupferstich von Fr. Brun.)

Handwerksmann, daß sie förmlich als deutsche Mode gelten konnte, aber mit der Beschränkung, daß es ganz vorzugsweise in protestantischen Ländern der Fall war. So auch wurde sie früh von den Schweizern angenommen und wurde hier förmlich zur Nationaltracht, lange nachdem sie in deutschen Landen ausgestorben war. Dies war gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts geschehen.

Wie gesagt, waren Schlit- und Pludermode auch auf den Würdenträger in Staat und Städten übergegangen. Diese Herren hatten aber ein anderes Kleidungsstück, welches ihrer Ehrsamkeit wieder aufhalf. Zur Tracht des Reformationszeitalters gehört ebenso charakteristisch die Schaubе,

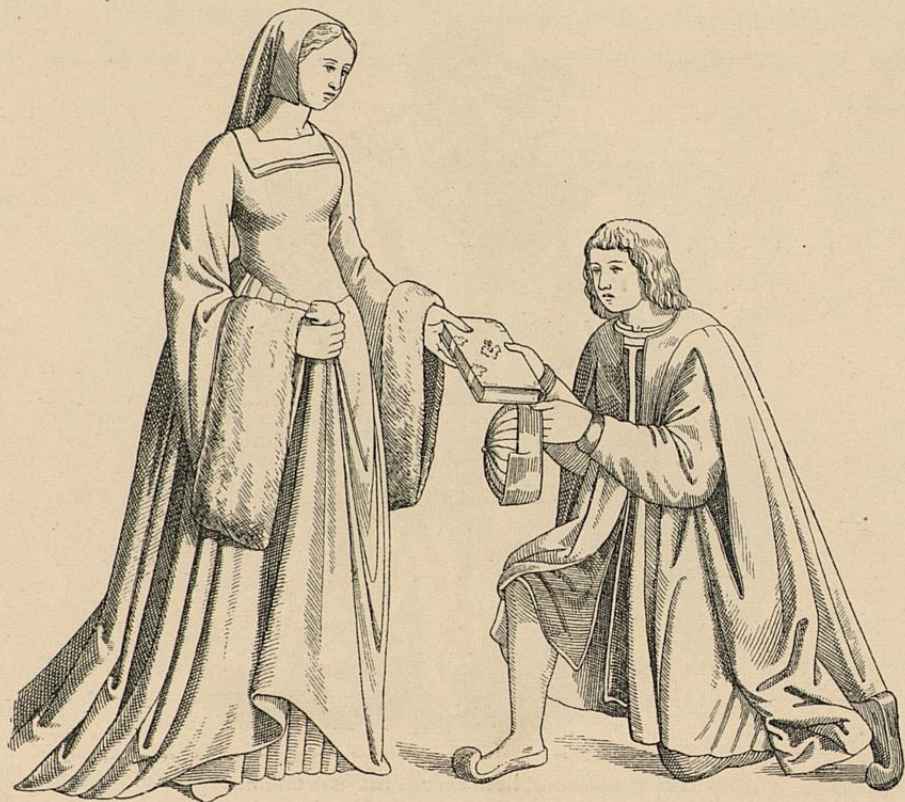
der Aermelrock (Abb. 195, 200, 212 u. a.), welcher aus dem weiten und langen Ueberrock der vorausgegangenen Zeiten hervorgewachsen war. Derjenige des fünfzehnten Jahrhunderts hatte viel Eitelkeit zu verdecken gehabt, demjenigen des sechzehnten fiel eine ähnliche Aufgabe zu, obwohl er sich bis zu den Knien verkürzt hatte. Lang wie ein Schlafrock die Füße um-



210. Vornehmes deutsches Paar vom Jahr 1538. (Nach Aldegrever.)

wallend, so trugen ihn die französischen Herren unter Karl VIII. und Ludwig XII. (Abb. 211); unter Franz I. erreicht er kaum die Knien (Abb. 198), und unter seinen nächsten Nachfolgern hängt er nur wie ein Mäntelchen mit breitem Kragen um die Schultern, kaum die Hüften erreichend. Ähnlich war es in Deutschland. Um das Jahr 1520 ist die Schaubе ein kurzer, höchst stattlicher Ueberrock mit offenen, hängenden oder weiten Aermeln, mit breitem Kragen, faltig und stoffreich den Körper bis zu den Knien herab bedeckend. Der Landsknecht verschmähte ihn und

fütterte statt dessen sein Wamms gegen die Kälte. Wer aber auf Würde und Ansehen hielt, vom Kaiser bis zu den Mitgliedern eines hohen und niederen Raths, der trug die Schaube (Abb. 212). Durch ihre Kostbarkeit, je nachdem sie aus Tuch, aus Seide, Sammt oder Goldstoff bestand und, wie am meisten beliebt war, mit Pelz verbrämt, unterschied sie vor allem



211. Französische Trachten am Schluß des 15. Jahrhunderts. (Miniature auf der Bibliothek in Stuttgart.)

die Stände. Schwarz trugen sie damals die Reformatoren, und in dieser Farbe ist sie, zur Amtstracht erstarrt, den Rathsherrn bis in das neunzehnte Jahrhundert geblieben, allerdings nicht ohne von dem breiten, männlichen, würdevollen Charakter einzubüßen, den ihr die ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts gegeben hatten.

Was war nun mittlerweile aus der Fußbekleidung geworden, deren Betrachtung uns allein noch übrig ist das Bild des Mannes fertig zu

machen? Das fünfzehnte Jahrhundert hatte sich in lang gespitzten Schnabelschuhen gefallen, die den eng gekleideten Mann, dem Magerkeit für Schönheit galt, gewissermaßen über sich selbst hinaus verlängerten. Mit spitzigen Schuhen näherten sich die Menschen dem Ausgange dieses Jahrhunderts, das neue sah sie auf einmal auf breiten Füßen einhererschreiten. Die Mode



212. Deutsche Tracht von 1525 – 1530. Paar von einem Hochzeitszuge (nach Hans Schenckel).

schlug in ihr Gegentheil um. Die Schuhe wurden vor den Zehen so breit, mehr denn handbreit, daß man sie mit Entenschnäbeln und Bärenfüßen verglich und mit dem Ehrennamen der Ruhmäuler belegte (Abb. 196, 197, 205, 212 u. a.). Das Oberleder bedeckte nur die Zehen, in der Mitte ging der Mann auf bloßer Sohle, und hinten stiegen die Kappen an der Ferse in die Höhe, um einigen Halt zu geben. Dennoch fand sich auch an dem Wenigen, was vorhanden war, die Zierde der Schliche ein, sodaß der

Schuh dann ganz zum übrigen Menschen stimmte, breit, offen und bequem, wenn es nicht etwa zu marschiren galt, und doch voll der leichten und bunten Zierde jener durch Männlichkeit und Freiheitsdrang, Abenteuerlichkeit und Phantastik gleich charakteristischen Epoche. —

Diesen Charakter hatte auch die Frauenkleidung angenommen, wenigstens so lange, bis sie sich wiederum einer anderen Strömung zu beugen hatte. Denn die Frau spielte in dieser Periode nicht die erste oder eine hervorragende Rolle, weder in der Cultur noch im Costüm. Die italienischen Frauen der vornehmen Gesellschaft ausgenommen, — und auch diese treten erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mehr mit persönlicher Bedeutung und dem Glanze des Namens hervor — zeichnet sich das Zeitalter der Reformation und des Humanismus nicht durch die Wirksamkeit der Frauen oder ihren lautgewordenen Einfluß aus. Die deutschen Reformatoren, etwas hausbacken in ihrer Art, schätzten die deutsche Hausfrau, im Uebrigen aber hielten sie an dem alten Spruch: *Mulier taceat in ecclesia*. Erst die zweite Hälfte des Jahrhunderts sah die großen, einflußreichen und bedeutenden Frauen, Katharina von Medicis, Maria Stuart, Elisabeth von England, die Damen von Habsburg und von Valois.

Nichtsdestoweniger, tritt die Frau als solche nicht hervor, geht sie nicht voran, so nimmt sie doch an von dem freien, lustigen, ja von dem männlichen Geiste der Zeit. Die Einen wissen sich mit Stolz und Würde zu tragen (Abb. 213), andere maßvoll und natürlich, andere nicht ohne den Zug abenteuerlicher Phantastik (Abb. 217). Die leichten Schliche und ihre lustige Zierde nehmen Besitz von der Kleidung der Spanierinnen, Französinen, Engländerinnen und so ferner, und wenn es auch mit Maß und Einschränkung geschieht, so kann man doch noch Jahrzehnte lang ihre Spuren verfolgen. Lustiger machten es eine Zeitlang die deutschen Frauen der vornehmen und wohlhabenden Stände, namentlich in den zwanziger Jahren, aber weitaus nicht in dem Maße, wie es von den Kriegsleuten geschah. Auch wirkte der Ernst der Reformation zu früh auf das weibliche Gemüth, das für Religiosität immer empfänglich ist. Es trat daher früh der Beginn des Rückschlages ein.

Bis dahin waren sie aber nur zu geneigt alles anzunehmen, was der Wechsel der Zeiten mit sich brachte. So behängten sie sich mit Schmuck —

man sollte denken fast entgegen der sonstigen Strömung der Zeit — in einer bis dahin kaum vorgekommenen Weise (Abb. 214). Aber es lagen andere Gründe vor. Der erweiterte internationale Verkehr des fünfzehnten Jahrhunderts hatte einen großen Reichtum verbreitet, zu dem nun die Edelsteine Indiens und das Gold der neuen Welt hinzutraten. Und nun



213. Französische Dame vom Hofe König Franz I. Um 1520. (Miniaturmalerei in Paris.)

kam die Kunst, die erfindungsreiche und vielgewandte Kunst der Renaissance und machte eine edle Anwendung von dem Reichtum, gestaltete das Gold zu zierlichen Formen und erhöhte seinen Reiz durch das Feuer und die Farbe der Edelsteine. So wurde die Welt schmuckliebend, die Männer wie die Frauen, und natürlich insbesondere die letzteren. Schmuck glänzte am Barett und im Haar, an Hals, Ohren und Händen. Ringe wurden überaus zahlreich getragen, und die Kunst machte sie zierlich und geschmückt.

Eine Tochter Kaiser Karls V. trug, wie ihr Portrait in der königlichen Galerie in Brüssel erkennen läßt, selbst doppelten Hängeschmuck im Ohr, das sie an zwei Stellen durchbohrt hatte. An Halschmuck und Ketten hatte die Zeit eine besondere Freude; vielfach hingen sie um Hals und Brust in verschiedenster Arbeit und Gestaltung und nicht selten von ungewöhnlichen Dimensionen. Sie waren daher auch, wie uns erhaltene Beispiele belehren,



214. Kaiserin Maria Blanca, zweite Gemahlin Kaiser Maximilians († 1511).

zuweilen nur von Kupfer und vergoldet. Die Kleidung konnte den Schmuck überall aufnehmen, an Schultern, an der Brust, an allen Säumen, am Gürtel vor allem, der eine zierliche Tasche und daneben — nicht eine Scheere, nicht das Geräth einer Chatelaine, wie man erwarten mag —, sondern einen kleinen zierlichen Dolch zu tragen hatte. Die kriegerische Zeit, wie es scheint, hatte diese Frauenmode aufgebracht; nothwendig — wir nehmen es zur Ehre des männlichen Geschlechts an — dürfte sie kaum gewesen sein. Der Mann trug das Schwert als steten Begleiter in allen

Ständen, wie wir heute den Stod; die Frau wollte es ihm gleich thun an Männlichkeit: sie führte den Dolch.

Der entschiedenste Ausdruck dieses männlichen Geistes ist das Barett, welches, wie schon gesagt worden, von Männern und Frauen in ganz gleicher Weise getragen wurde. Den Kopf der Frau bedeckt im fünfzehnten Jahrhundert eine Ueberfülle der grotesksten und bizarrsten Hüte und Hauben, die alle das Gemeinsame haben, daß sie das Haar gänzlich verstecken, zum Theile selbst mit breiten Kinnbinden philiströs das Gesicht verhüllen. Gegen



215. Französische Dame vom Ende des 15. Jahrhunderts.
Niedere Kopfschmuck. (Miniature.)

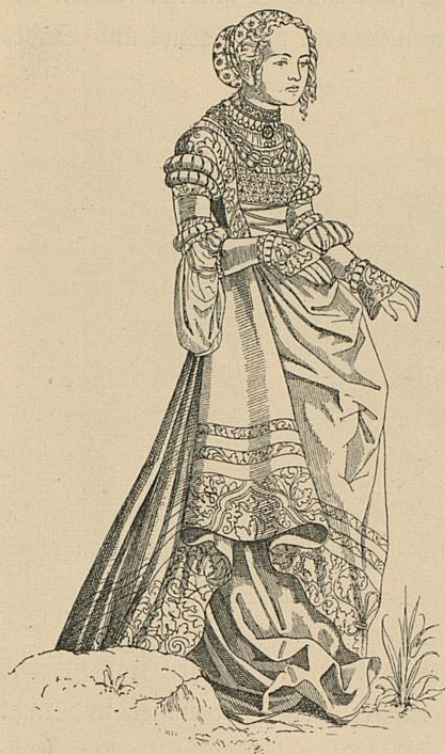
das Jahr 1500 und in den beiden nächsten Jahrzehnten kann man nun sehen, wie diese gewaltigen Gebäude von Kopfbedeckungen nach und nach, von Jahr zu Jahr sich verkleinern und verschwinden. Statt ihrer kommt das Barett, das etwa vom Jahr 1520 an alle weiblichen Köpfe, die noch etwas auf Mode und Toilette geben, grade wie die der Männer bedeckt, farbig oder schwarz, von Sammt oder Seide, zerschnitten und zerschligt, mit Schmuck und Gefieder, das den Rand umwallt oder tief herabfällt (Abb. 212, 217, 218). Damit mußte sich nun auch die Haartracht ändern, und das geschah grade in umgekehrter Weise wie bei den Männern. Und doch war beides natürlich und beides der Richtung der Zeit gemäß.

Im fünfzehnten Jahrhundert waren eben die Dinge verkehrt gewesen: der Mann hatte das Haar in langen Locken auf die Schulter fallen lassen, und die Frau hatte es versteckt. Mit der neuen Zeit kürzt es der Mann, und die Frau giebt ihm die Freiheit zurück, läßt es wieder hervortreten, bis es aufgelöset in vollem unverkürzten und unverhüllten Reichtum Nacken, Rücken und Schultern umwallt. Um das Jahr 1520 geben die Bilder zahlreiche Beispiele, und auch die Schriftsteller nehmen Notiz davon. Aber solche ungemessene Freiheit lag doch nicht im Geiste der Reformation und ihrer Auffassung von dem Berufe der Frau, und ebenso wenig in dem rückwärtigen Gange der Bewegung, welcher früh in Spanien und Frankreich eingetreten war. Die Französinen hatten sogar lange dem Barett Widerstand geleistet und statt dessen eine schlichte Haube getragen, welche das Haupt fast ganz verhüllte und zu beiden Seiten sich gegen die Schultern herabsenkte (Abb. 211, 213, 215). Man sieht sie noch in den zwanziger Jahren. Eine ähnliche Haube, aber unschön eckig gestaltet, tragen gleichzeitig die Engländerinnen. Die deutschen Frauen dagegen halten an dem gewonnenen Barett fest, aber sie fangen das Haar wieder in die Calotte oder lassen nur einzelne Locken unter Barett und Calotte sich herausstehlen (Abb. 216, 217). Nach dem Jahr 1530, dem Höhepunkt der Reformation, wird eben das Gemüth wieder verschüchtert, was sich auch in der übrigen Kleidung kund giebt, wenn auch erst in den Anfängen.

Das Mittelalter hatte der Neuzeit als vornehme oder volle Frauentoilette ein doppeltes Kleid überliefert, ein oberes und ein unteres, dieses eng, jenes die Füße in weiter schleppender Masse umwallend, während es von oben her fast bis zum Gürtel herab ausgeschnitten war. Das war der Hauptcharakter gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Die neue Zeit nimmt nun die weite Schleppe von den Füßen und läßt nur soviel, als nöthig ist, zu einem freien Faltenfluß und zur Bedeckung der Füße, welche der Anstand nicht sehen lassen durfte. Die Füße sind daher auf den Bildern regelmäßig verdeckt (Abb. 216, 217). Wo sie aber sichtbar sind, zeigen sie denselben flachen, breiten und geschlizten Schuh, wie ihn der Mann trägt, keine vortheilhafte Tracht für einen schönen Fuß. Das doppelte Kleid ist der Dame der Reformationszeit nicht nothwendig; man sieht sie vielfach nur mit dem einen, das aber reich und kostbar ist, sei es mit

Schmuck, sei es durch den Besatz und Verbrämung mit edlem Rauchwerk, mit Sammt und Seide, sei es durch die Kostbarkeit des Stoffes. Mehr die Regel bleibt das doppelte Kleid in Spanien und Frankreich und wurde es allgemein wieder in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Wie von der Schleppe, so wurden die Frauen im Anfange des sech-



216. Deutsche Dame. 1520–1530. (Nach Lucas Cranach.)

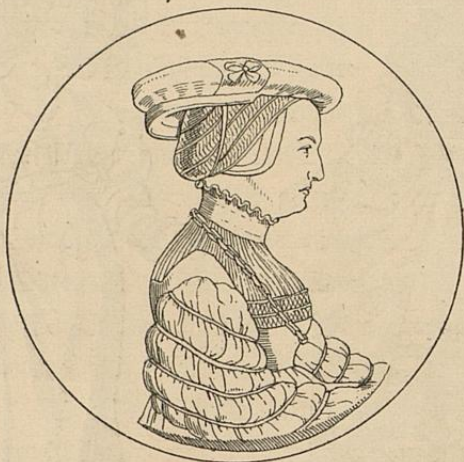


217. Deutsche Dame um 1520. (Nach Hans Holbein.)

zehnten Jahrhunderts auch von der Enge befreit. Die Taille, welche vorher sehr hoch getragen worden, senkte sich auf ihre natürliche Stelle herab. Das Kleid erweiterte sich an Brust, Hüften und Armen und fiel in ungezwungenem, faltigem Fluß zu den Füßen herab. Die Erweiterung geschah Anfangs durch Oeffnungen an den Gelenken, durch Schlitze, durch das Hervortreten des Hemdes und Unterlegung von farbigem Stoff. Dann aber wurde dieses wie bei den Männern, so auch bei den Frauen zur

bloßen Zierde, doch blieb einstweilen eine bequeme Weite, die sich an den Ärmeln selbst zu einigem Uebermaße steigerte.

Alles in allem genommen war somit die Frau der ersten Reformationsjahre eine edle und anständige Erscheinung, vielleicht hier und da von zu vieler und zu leichter Zierde, eine Erscheinung, deren vorwiegend malerischer Charakter noch durch Stoff und Farbe gehoben wurde. Denn bis zu dieser Zeit, bis zum Jahre 1530 etwa und noch darüber hinaus, waren die goldenen und silbernen Brokate, die reichen Gewebe von Sammt und Seide,



218. Deutsche Frauentracht, 1530. (Nach der Medaille der Susanna Selwein.)

alle die Prachtstoffe der spätgothischen Zeit mit ihren lebhaften Farben noch im Gebrauche, nur verfeinert durch zierlichere Renaissancemuster und nicht in der gleichen Fülle und Masse getragen. Die wirksamsten Farben, hochroth, goldgelb, standen in Vorliebe und wurden mit Schwarz und anderen dunklen Farben, sei es in breiten Flächen, sei es in schmälereem Besatz, in Contrast gebracht, wozu ja die Mode der Schlitze die reichlichste und vollkommenste Veranlassung bot. Nach dieser Zeit aber, und insbesondere von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an gewinnen die dunklen Farben, die ins Dunkle gebrochenen Töne vor den hellen, lebhaften und kräftigen Farben die Oberhand.

Diese Veränderung des Farbengeschmacks hängt mit einer Umwandlung des Geschmacks überhaupt, ja mit einer Veränderung im Gange der

Cultur zusammen, die schon einige Male angedeutet worden, und deren früheste, am meisten charakteristische Erscheinung jene Veränderung bildet, welche mit der weiblichen Tracht an Brust und Hals vor sich ging. Wir erinnern



219. Deutsche Kindertrachten um 1515. Aus dem Weiskunig. (Nach einem gleichzeitigen Probedruck.)

uns des überaus tief gehenden Ausschnittes auf Brust und Rücken gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Aufgabe der neuen, ernster fühlenden Zeit ist es nun die Decolletirung zu mäßigen, was in verschiedener Weise geschieht, einmal durch Heraufwachsen des Kleides, sodann durch einen ge-

sticken Brusteinsatz mit Goldsaum, der erst von Leinwand war, dann von Sammt, Seide oder Brokat, in jedem Fall möglichst kostbar. Zum dritten wurde auch ein eigenes Kleidungsstück, der Koller, eine Art Krage von schwerem Stoff, der decken und wärmen sollte, um die entblößten Schultern gelegt. Man sieht ihn sehr häufig auf den Bildern bei den deutschen Frauen in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts.

Von diesen drei Arten ist nun diejenige, welche in dem Heraufwachsen des Kleides zum Halse besteht, die folgenreichste. Die Tendenz, die hier zu Grunde liegt, die Tendenz zu bedecken und zu verhüllen, hält an, bis sie ihr Ziel erreicht hat und gewissermaßen nicht weiter kann. Man kann es genau verfolgen, wie das Kleid über die Brust und die Schultern emporwächst und das Hemd mit dem goldenen oder gestickten Saume vor sich hertreibt. Zieht der Saum um das Jahr 1520 sich noch um Schultern und Brust herum, so umschließt er zehn oder zwanzig Jahre später gewöhnlich auch den Hals. Von hier kann er natürlich nicht weiter, da er sich an Kinn und Ohren stößt, aber es tritt nun, da die Tendenz anhält, das Hemd über ihn in einer leichten Krause heraus, die sich bald zu immenser Größe erweitern sollte (Abb. 216, 218 u. a.).

Natürlich geht das alles nicht in so regelmäßigem Laufe vor sich, daß man nicht verschiedene Moden und Weisen mit ihren Spielformen gleichzeitig neben einander sehen sollte, denn die Gefallsucht geht voran, die Bescheidenheit folgt langsamen Weges nach, und Alter und Rang und Stand machen ja auch ihre Unterschiede. Aber die Bewegung ist klar ausgesprochen und liegt völlig im Geiste der neuen, werdenden Zeit. Denn nunmehr hat die Reformation ihre Höhe überschritten, der Schwung der Zeit erschläfft, der Freiheitsdrang erlahmt, die Reaction erhebt ihr Haupt auf allen Gebieten, in Politik, Religion und Cultur. In diesem neuen Geiste wird das Costüm von der Tendenz der Verhüllung und Versteifung beherrscht, und in dieser Tendenz begegnet es den spanischen Moden, die bereits in dem gleichen Geiste völlig ausgebildet waren.

2. Kapitel.

Die Herrschaft der spanischen Moden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war ein Stillstand in die gewaltige Bewegung der Geister gekommen, welche die erste Hälfte dieses Säculums zu einer der merkwürdigsten Epochen der Weltgeschichte gemacht hatte. Die große Schlacht für Geistes- und Gewissensfreiheit war geschlagen, und die Kämpfer waren ermüdet vom langen Streite; der Aufregung folgte die Abspannung, und die Welt sehnte sich nach Ruhe. Hatte vorher der Drang, die mächtige Erhebung alle Zweige der Cultur in Schwung gesetzt, so erlöschte jetzt das Feuer und das Leben erstirbt in der Erschlaffung der Gemüther. Duldend, wie willenlos läßt die Welt über sich ergehen, was da kommt. Und es kommt die Reaction mit ihrer ertödtenden Kälte und Nüchternheit, die Erstarrung, die Versteifung, die Unnatur. Sie kommt, diese Reaction, über die Gelehrsamkeit, die so eben noch neue Wissenschaften gegründet hat, sie kommt über die Kunst, die der Manierirtheit anheimfällt, sie kommt über die Politik, die dem Absolutismus zustrebt, über Leben und Sitte, die in Spießbürgerlichkeit versinken, sie kommt über die Gewissen, denen nun, statt des großen Religionskampfes, der Prediger mit seiner Moral die Hölle heiß macht. Wie schuldbeladen verhüllten die Menschen mit Mengstlichkeit, was sie sonst nur zu offen den Blicken der Welt dar-

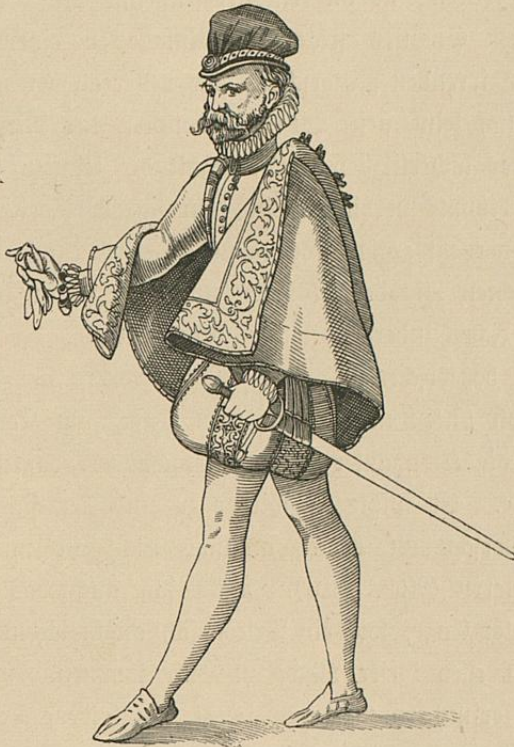
boten, und was sie frei und fröhlich gestaltet hatten, das wird steif und starr und verliert Leben und Farbe, um in der entgegengesetzten Richtung wieder dem grotesken Uebermaß zuzuschreiten. Soweit vorher das Maß des Wohlstandigen, des Schönen und Kleidsamen nach der einen Seite überschritten worden, soweit schwankt nun die Welt nach der anderen Seite hinüber.

Diesmal war es ohne Frage Spanien, welches in der neuen Richtung, in der Bildung der neuen Trachten- und Modeformen voranging. Es war ja auch das sechzehnte Jahrhundert seine große weltgeschichtliche Epoche, wo es in der Politik Europas, in der Politik der Welt die erste Rolle spielte. Es spielte sie auch im Reiche der Moden, wenigstens in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, oder früher schon, seitdem die deutsche Bewegung in Abnahme begriffen war.

Die spanische Ritterschaft war im Mittelalter der allgemeinen europäischen Mode gefolgt, so gut wie jeder andere Culturstaat Europas. Sie hatte die Entwicklung von der Länge und Weite zur Kürze und zur Enge mitgemacht und an den Seltsamkeiten des fünfzehnten Jahrhunderts theilgenommen. Ebenso schloß Spanien sich der reformatorischen Bewegung an, sowohl auf dem religiösen und politischen Gebiete wie im Costüm. Die Befreiung von der Enge, die Aufschüttung und was alles damit zusammenhängt, kennzeichnet die spanische Tracht in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts nicht anders wie die deutsche oder italienische oder französische. Aber es sollte schnell anders kommen. In Spanien geschah es, daß zuerst und sehr früh schon die politischen und religiösen Reformbestrebungen niedergeworfen wurden, daß Inquisition und Herrschergewalt sie unterdrückt hielten. Von diesem Momente an, seit der Mitte der zwanziger Jahre, nahm auch die Bildung der Trachtenformen einen anderen Gang. Spanien schuf sich sein eigenes Costüm, das sich aber sodann seinerseits nach einigen Jahrzehnten zur allgemeinen Mode erhob.

In gewissem Sinne geht die spanische Mode der deutschen Mode, wie sie die Landsknechte schufen, parallel. Die deutsche strebte, als die Freiheit gewonnen war, nach Breite und Fülle und ging dann in das Excentrische. Grade so auch die spanische Mode. Aber während die deutsche locker und lose liegt und lustig hinausflattert, ersezt die spanische den leichten Stoff

durch gerundete Ausstopfung (Abb. 220, 221). Und so wird die spanische Mode steif und starr bis zur Unnatur, indeß die deutsche noch länger der Freiheit huldigt, bis auch sie der Erstarrung anheim fällt. Was bei der deutschen Mode die leichte Zierde der Schließe und der Pluderstoff, das sind bei den Spaniern die Puffen und Wülste; was dort die Pluderhose, das ist hier die Pumphose.



220. Spanischer Edelmann um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Der Spanier war damals eine berühmte und vielbesprochene Erscheinung in Europa. Er war der Held des Jahrhunderts. In dem Reiche seines Königs Karlos, den wir Deutsche Kaiser Karl V. nennen, ging die Sonne nicht unter. Der Spanier hatte die letzte Burg der Araber genommen und die Mauren aus seinem Lande vertrieben; er hatte Amerika entdeckt, sich mit dem Golde desselben bereichert, und dort persönliche Heldenthaten verrichtet, denen nur die der Märchen gleich kommen; er herrschte in Italien, in den Niederlanden, in Burgund, und seine Flotten bedeckten die Meere.

Was Wunder, daß er stolz, hochfahrend und aufgeblasen that! war es doch der Zauber der Macht, der Thaten, der Wunder und der Märchen, der ihn umstrahlte. So kannten ihn alle Lande, stolz und bewußt, ritterlich und galant, höflich und fein, aber auch andererseits, wie es kam, herrisch und gewaltthätig, steif und manierirt, die ganze Figur beherrscht von jener falschen Würde, die man Grandezza nennt. Er glaubte die Grazien zu besitzen, aber es waren nur die Aftergrazien, nur ihre Caricatur, nicht sie selber. In jedem Spanier steckte die Anlage zu einem Don Quichote, dieser Blume der irrenden Ritterschaft, der unter allen tragikomischen Streichen unerschütterlich seine steife Würde behauptet, der mit dem armseeligsten Neußeren, mit der lächerlichsten Trauergestalt die feinsten und edelsten Manieren des Ritterthums verbindet, in dem sich Weisheit und Thorheit so wunderbar zu einer unvergänglichen Quelle des Vergnügens mischen.

Doch betrachten wir des Näheren uns diese Figur des Spaniers aus dem sechzehnten Jahrhundert, wie er denn ausah, da er die Welt beherrschte oder zu beherrschen glaubte! Wir nehmen zur Abwechslung einmal den Weg von unten nach oben, vom Fuße zum Kopfe hinauf. Die breiten Schuhe, die Ruhmäuler oder Entenschnäbel, paßten nicht zu seiner gespreizten Würde. Er spitzte sie wieder zu und ließ sie den ganzen Fuß bedecken, doch verschmähte er es anfangs nicht sie mit einigen feinen Schlitzen zu verzieren (Abb. 220). Bald saß auch das Beinkleid wieder straff in gespannter Enge, wie ein Tricot sich ansmiegend. Es war auch wirklich so, denn eben dieser Mode zu Hilfe kommend, wurde damals die Strumpffabrikerei erfunden, und nun konnte, in seidene Tricotstrümpfe oder vielmehr Beinkleider eingehüllt, die Schönheit des Beines sich in voller Anatomie sichtbar machen. Bein und Fuß konnten bei dieser spanischen Tracht wieder zu Ehren kommen.

Leider blieb die Mode nicht dabei stehen, sondern verlangte eine Zuthat, welche wieder die Schönheit verdarb. Wie die Landsknechte eine zweite Hose, eine Kniehose, über die erste zogen, nur aus senkrechten Borten bestehend, welche die Masse des pludrigen Stoffes zusammenhielten, so that der Spanier dergleichen, aber er legte unter die Borten einen mit Werg oder Wolle ausgestopften Wulst ringsum, welcher die Hüften zu einer entsetzlichen Dicke anschwellte. Zur Vereinfachung nahm er dann zwei kissen-



221. Erzherzog Albrecht, Statthalter der Niederlande, 1615. (Nach Rubens.) Spanische Tracht.

artige Puffen, welche angezogen und an das Wamms angehängelt wurden (Abb. 220—222). In den niederen Ständen begnügte man sich mehr das Beinleid vom Knie aufwärts in langamerer Schwellung auszustopfen, die gewaltigen Puffen aber wurden ganz besonders vornehme Tracht. Man



222. Pump hose. Soldat mit Pike und Fahnenträger. Französisch. 1563.
(Nach einem Stiche von Perissin.)

ersieht das 3. B. aus einer Stelle im Don Quichote, als die gute Sanchica, des Sancho Panza Tochter, von der Statthaltertschaft ihres Vaters erfährt: „Sagt mir, lieber Herr,“ fragt sie den Pagen, der die Nachricht gebracht hat, „trägt denn mein Herr Vater vielleicht angehängelte Hosen, seitdem er Statthalter ist?“ — „Ohne Zweifel,“ meint der Page. „Ach du liebster

Gott," erwidert Sanchica, „o wie muß das das Herz erquicken meinen Vater mit Pumphosen zu sehen!"

Ganz dieselbe Entwicklung nimmt das Wamms. Die Arme schwellen entweder vom Handgelenk zu den Schultern an, oder es werden die Oberarme mit ähnlichen Puffen umlegt wie die Hüften und Oberschenkel, die

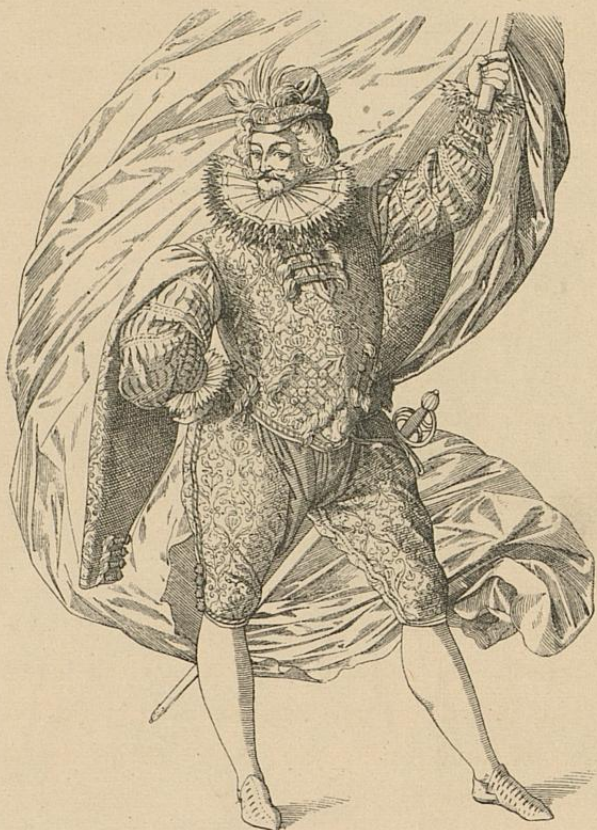


223. Tracht mit Gänsebauch. Fahnenträger aus dem niederländ. Kriege. 1585.
(Nach D. Goltzius.)

Brust wird wattirt, ausgestopft, und da die Taille wegen der Puffen um die Hüften nicht weiter herabrücken kann, so senkt sich ihre Linie vorn über Magen und Unterleib und bildet hier eine entsetzliche Anschwellung, die schon damals mit dem Namen des spanischen Gänsebauches bezeichnet wurde (Abb. 223, 224). Kriegsleute schnallten ihn einfach als eine Art von Panzer vor; die Rüstung, die man darüber trug, mußte, wie man an

vielen Beispielen erkennen kann, sehr weit gemacht werden, um den Gänsebauch, die Pumphosen und die Schulterpuffen zu fassen.

Die Anschwellungen machen nun bereits aus dem Spanier eine völlig groteske Erscheinung; aber er hat noch mehr von dieser Art. Auch bei ihm ist das Wamms in die Höhe gerückt und hat das Hemd vor sich her-



224. Tracht mit Gänsebauch und Kröse. Fahnenträger aus dem niederländ. Kriege. 1585.
(Nach D. Colijns.)

geschoben. Da es unter dem Kinn anlangt und nicht weiter kann, so tritt das Hemd mit einem kleinen Kragen heraus, der in krause Falten gelegt wird. Das ist der bescheidene Anfang einer großartig bizarren Mode. Die Krause wächst und wächst und gestaltet sich binnen wenigen Jahren, kaum kann man Jahrzehnte sagen, zu jenem gewaltigen Mühlsteinkragen, der in der Costümggeschichte als spanische Krause, in Deutschland als Kröse bekannt

ist. Brenneisen und Stärke, in diesem Jahrhundert höchst wichtige Instrumente der Toilette, dienen dazu den mehrere Ellen langen Stoff durch Schlangenwindungen auf den Umfang des Halses zurückzuführen. Natürlich konnte diese Krause nicht am Hemde bleiben, sondern sie wird ein selbständiges Kleidungsstück (Abb. 220—225).

In dieser Form und Größe mußte die Krause wieder auf Bart und Haupthaar zurückwirken. Sie stand wie ein Mauerwall, über den weder Locken noch Bart hinüber konnten. Bei beiden macht sich daher die Tendenz der Verkürzung geltend. Zuerst stutzt der Spanier seinen Vollbart, dann entfernt er ihn von den Wangen und hält nur den Kinnbart in einiger Länge, der sich spitz und lang auf die Krause legt. Aber auch dieser ist nicht immer seines Lebens sicher. Die Locken fallen alle, und auch die deutsche Kolbe, welche z. B. Karl V. und Ferdinand I. in den zwanziger Jahren tragen, ist noch zu lang, und wenig Zeit vergeht, so sieht man auf allen spanischen Männerköpfen das Haupthaar ganz kurz rings über den Kopf abgeschnitten. Dazu paßt nun freilich das deutsche Barett durchaus nicht, das zuviel freien Schwung besitzt. Der Spanier hat daher den Hut behalten oder wieder angenommen; er trägt ihn in zierlicher, aber steifer Gestalt, von Seide oder Sammt, mit kleinem Rande, schräg auf das geschorene Haupt gesetzt.

So ist der Spanier fertig. Doch nein, noch nicht ganz. Es darf nicht vergessen werden, daß sich eine gleiche Krause wie um den Hals als Manschette um seine Hände legt, und daß, wenn er öffentlich erscheint, um seine Schulter „das Mäntelchen von starrer Seide“ hängt. Er hat den kurzen, nur bis zur Taille oder höchstens auf die Hüfte reichenden kurzen Mantel des fünfzehnten Jahrhunderts behalten, während der Deutsche die andere Form des Oberkleides, den Rock, die Schabe, entwickelte. Dieser Mantel (Abb. 220) ist nur eine Zierde, er deckt nicht und wärmt nicht; er hatte es auch nicht nöthig, da die dicken Puffen und Wülste schon das Ihre thaten. Endlich gehört zur vollen Tracht des Spaniers noch der Stoßdegen, die lange Toledo-klinge, die er so trägt, daß die Spitze hinten hinaus höher steht als das Heft, darauf er gewöhnlich die linke Hand legt; die Puffen erlauben es nicht anders. Alle Spanier tragen ihn ohne Ausnahme, „bis herab auf die Schuster und die Schneider und die anderen Künstler“, wie Becellio sagt.



225. Infantin Isabella Clara Eugenia, Statthalterin der Niederlande, 1615. (Nach Rubens.) Spanische Tracht.

Und nun die Spanierin, ist sie würdig ihres stolzen Gemahls? ist sie eine Figur, die ihm gleich kommt an Breite und Fülle, an Steifheit und falscher Grazie? Ein jedes, Mann und Frau, hat seine Weise, aber es lebt immer der gleiche Geist in beider Kleidung. So ist auch hier beider Tracht nahe verwandt und zum Theile eine und dieselbe. Beiden gemeinsam ist die Ausstopfung an den Armen, um die Schultern, auf der Brust, wenn auch bei der Dame statt des Gänsebauchs nur eine Spitze, eine Schneppe sich tief herabsenkt; beiden gemeinsam ist die große Krause mit den dazu gehörigen Manschetten, verschieden aber natürlich die Tracht von den Hüften abwärts und die Tracht des Haares, obwohl beide von derselben Tendenz erfüllt sind. Das Haar, um das zuerst zu besprechen, kann nicht, wie man noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auch bei der Spanierin sieht, auf die Schultern herabfallen; die große Krause versperrt den Weg. Der Mann in gleichem Falle schneidet das Haar kurz, die Frau aber, die ihren schönsten Schmuck doch nicht kürzen mag, nimmt es aus Nacken und Schläfen herauf, sammelt es oben auf dem Scheitel und ordnet es hier und thürmt es mit Draht und Nadeln in verschiedenen Coiffüren in die Höhe (Abb. 225). Zu diesen Coiffüren, wenn ihre Höhe es erlaubte, wurde ein kleines Hütchen von Sammt oder Seide hinzugefügt, das dem des Mannes entsprach, und an dieses Hütchen oder auch an das Haar ein Schleier befestigt, der hinten über den Rücken herabfiel. So die Dame. Die Duenna aber, die bekannte Begleiterin und Tugendwächterin, die sich nicht durch Schönheit, Anmuth und Jugend auszuzeichnen pflegte, die „weißschleirichte, breite und bebrillte Duenna“, wie sie im Don Quichote genannt wird, hüllte ihre ganze Gestalt mit sammt dem Gesicht in diesen weißen Schleier ein.

Die spanische Dame hatte auch die alte, dem ganzen Mittelalter eigen thümliche Sitte zweier Kleider, eines unteren und eines oberen, beibehalten (Abb. 225, 226). Das obere war nach Thunlichkeit reich geschmückt, von reichen Stoffen, mit Schmuck, mit Stickerei, mit Perlen und Edelsteinen besetzt. So wenigstens am Hofe und bei reichen und vornehmen Damen. Mit dem unteren Kleide war es ebenso, wo es sichtbar wurde. Dieses geschah in der Regel nicht an der Brust, welche ganz bedeckt war, wohl aber an den Ärmeln, wenn diejenigen des Oberkleides fehlten oder offen

von den Schultern herabfielen, und regelmäßig vorne am Rock. Hier unter der Brust abwärts spaltete sich das Oberkleid; seine Säume gingen schräg auseinander, und so wurde das Unterkleid in dem Zwickel sichtbar (Abb. 235, 239 u. a.). Beide aber waren gleich steif und faltenlos ausgespannt, und zwar mit Hilfe eines Reifrockes, der jetzt zum ersten Male in der Costüm-



236. Neapolitanische Dame in spanischer Mode. Um 1670. (Nach H. Weigel.)

geschichte erscheint. Soweit hatte es die Tendenz der Anschwellung gebracht; die ausgestopften Rissen genügte nicht mehr; Draht, Fischbein, Sonnenbänder, Eisenreifen wurden zu Hilfe gerufen (Abb. 227, 234, 247).

Als Sancho Panza — ich citire wieder Don Quichote — zum Statthalter ernannt worden, ist seine Gattin bedacht sich des hohen Amtes würdig zu kleiden. „Herr Pfarrer,“ sagt sie zum Geistlichen, „forscht mir doch aus, ob es hier nicht einen giebt, der nach Madrid geht oder nach Toledo,

daß er mir einen runden Reifrock kauft, recht und gerecht, nach der Mode und so schön man ihn nur haben kann, denn meiner Seel, ich will der Statthalterschaft meines Mannes, soviel ich nur immer kann, Ehre machen.“ Der Reifrock war also der vornehmen Spanierin ein nothwendiger Bestandtheil ihrer Kleidung geworden. Aber bis gegen das Ende des sech-



227. Dame mit Vertugalla (Reifrock), 1605. Französisch.

zehnten Jahrhunderts trug sie ihn noch in ziemlich maßvoller Gestalt, von der engen, stark eingeschnürten Taille in grader Linie wie ein Regel abwärts sich erweiternd, darüber dann die Röcke in faltenloser Spannung ausgebreitet lagen. Dann erst blähte er sich auf in kühnem Schwung der Linie; hierin waren die Franzöfinnen bereits vorangegangen.

Zu dieser Zeit hatte Frankreich noch keineswegs die Führung in der Mode, vielmehr wird ausdrücklich von den Franzosen gesagt, daß sie die fremden Moden nachahmen. Und es ist an den zahllosen Bildern leicht zu

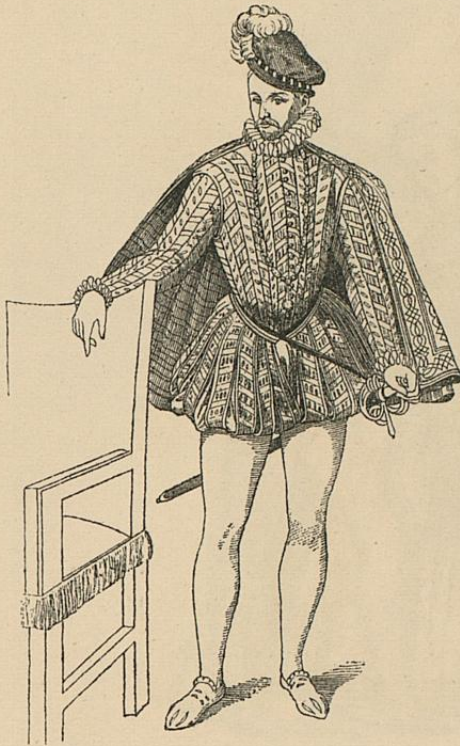
sehen, daß sie schon seit den letzten Zeiten Franz des Ersten bis zum Ausgang des Jahrhunderts von den spanischen Formen beherrscht sind. Allein mit beweglicherem Sinne begabt als diese, weniger ernst, leichteren Blutes, den Wechsel und den Putz liebend, änderten und wechselten sie häufiger. Daher wurde denn von einem Maler erzählt, der die verschiedenen Nationen



228. Vornehme französische Tracht von 1565. (Glasgemälde in St. Etienne zu Beauvais.)

in ihren Costümen darzustellen hatte, er habe den Franzosen nackt gemalt mit einigen Stücken bunten Gewebes zu seinen Füßen, meinend, er solle sich selber kleiden, da niemand sagen könne, wie er es machen werde. Es war aber nicht so schlimm. Was die Franzosen in dieser Zeit änderten und wie sie wechselten, das geschah alles innerhalb der großen Trachtenformen (Abb. 228), worin die Spanier im Sinne der Reaction vorangingen. Die Franzosen, so beweglich sie waren, konnten sich in keiner Weise davon losmachen (Abb. 229, 230, 231).

So tragen sie das Tricotbeinkleid und darüber die Puffen, so das ausgestopfte Wamms und den Gänsebauch, nur daß sie dieses vorgesehnallte Rissen, zu einer Zeit wenigstens, noch viel umgestalteter und grotesker machten als die Spanier; so tragen sie das kurze Mäntelchen, das kaum den Rücken bedeckt, die große Krause, das kurze Haupthaar, und stuzten



229. Französische Tracht um 1560. König Karl IX.
(Oelgemälde in Paris.)



230. Heinrich IV. von Frankreich. 1600.

den Bart bis zum kleinen Henri quatre, der seinen Namen uneigentlich führt, denn Heinrich IV. (Abb. 230) trug einen gestutzten, kurzen Vollbart. Ebenso ist es mit den Französinen; im Großen betrachtet, bietet ihre Kleidung durchaus keine Eigenthümlichkeiten, keine nationalen Unterschiede. Nur die Sucht aufzufallen, zu übertreiben, die gangbaren Formen ins Extrem zu führen, macht sich wohl bei ihnen bemerkbar. Daher sind sie es, die dem Reifrock erst die geschweifte Glockenform und dann die Tonnenform geben, bei welcher der Rock von der Taille erst horizontal absteht,

bevor er sich mit der Sonnenschwellung niederjenkt. Die Dame wandelte somit wie in einem Gehäuse, auf welches sie ihre Arme stützen konnte (Abb. 227). Der Reifrock, so originell französisch geworden, erhielt daher auch in Frankreich einen eigenen Namen, *vertugalle*, d. i. gallische Tugend, oder *vertugadin* (*vertu guardien*), d. i. Tugendwächter.



231. Französische Tracht unter Heinrich III., um 1580. (Gemälde in Rennes.)

Wir wissen daher, wie es zu verstehen ist, wenn die französischen Schriftsteller dieser Zeit und andere Berichterstatter, wie z. B. die venetianischen Gesandten, welche über die Kleider des Hofes wie über die Politik berichten, wenn sie von dem außerordentlichen Kleiderluxus und dem beständigen Wechsel am Hofe der letzten Valois erzählen. Brantome z. B., der es alles miterlebte, rühmt von seiner angebeteten Königin Margot, der ersten Gemahlin Heinrichs IV., Margarethe von Valois, daß sie die Modenkönigin gewesen, daß sie allen vorangegangen, unerschöpflich in der Er-

findung neuer Moden gewesen sei, und alles ihr wohlgestanden habe, was nur immer von der Art sie erdachten. Wenn sie auf Reisen war, kamen die Provinzialen zusammen sie zu sehen und als Bild der schönsten und vornehmsten Mode zu bewundern. Und sie kleidete sich dann, ihnen zu Gefallen und ihnen eine Freude zu machen, in ihre herrlichsten und neuesten



232. Französische Edelfrau. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Pariser Gewänder, zu denen aber der Reifrock, die Puffen (Abb. 232), die große Krause mit Nothwendigkeit gehörten.

Ebenso ist es mit dem, was von König Heinrich III., dem Kragenstärker und Friseur seiner Gemahlin, erzählt wird (Abb. 233). Ein weiblicher König, dem nur gefiel, was weiblicher Art war, der sich bei Festen als Amazone kleidete und im Bette schlief mit einer Maske über dem Gesicht und Handschuhen an den Händen. Den größten Theil des Tages, den größten Theil seiner Regierung verbrachte er in den Sorgen und Ge-

schäften der Toilette. Und wie er, so mußten es seine Lieblinge machen, die Mignons, mit denen er sich umgab (Abb. 234). Es war ein Hof von weibischen Stutzern, von denen ein jeder wenigstens dreißig Kleider haben mußte, um den ganzen Monat ohne Wiederkehr zu wechseln. Aber diese Kleider entfernten sich in ihrem Charakter nicht von der herrschenden



233. König Heinrich III. von Frankreich. Mignoncostüm. (Gemälde im Louvre.)

Mode. Heinrich III., der die königliche Würde und Majestät in der Unbeweglichkeit seiner Figur sah, übertrieb die Modeformen höchstens zur Carri- catur. Was seine und seiner Stutzer Kleidung Besonderes hatte, das waren die lichten und süßlichen Farbentöne. Während allgemein in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Farben der Kleidung dunkler wurden, kleideten sich die Mignons mit Vorliebe in Bläßgrün und Rosa, und ihnen nach thaten es viele andere am französischen Hofe. Sonst folgten sie allen Richtungen der Zeit oder gingen ihnen voran, so auch darin, daß

sie ihre Kleidung mit Schmuck, mit Perlen und Edelsteinen besetzten, ja selbst Schmuck im durchbohrten Ohre trugen.

Die Schmuckliebe war von der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf die zweite übergegangen, aber wie die Kleidung Brust, Hals und Arme zu bedecken begann, so entzog sie den Schmuck dem Körper und nahm ihn auf sich (Abb. 225, 236, 245). Zu keiner Zeit wohl sind die Kleider der Damen mit so viel Schmuck bedeckt gewesen wie zu dieser, da sie ängstlich



234. Französische Herren (Mignons) und Damen aus der Zeit Heinrichs III. (Von einem Gemälde im Louvre.)

das Nackte zu verhüllen trachteten. Die Goldstickerei und die Besetzung mit Schmuck, mit Perlen und Edelsteinen machten die Hauptarbeit an einem Kleidungsstücke aus. Die Italiener machten vor allen den Engländerinnen den Vorwurf die Kleider mit allzuviel Schmuck geschmacklos zu überladen, während sie selbst mit viel weniger einen viel besseren Effect erreichten, weil sie es besser zu vertheilen und zu contrastiren verstanden; jene, meinten sie, ließen nicht einmal den Grund durchblicken. Es mag etwas Wahres daran sein, wenn man von den Tausenden von Thalern liest, welche solche Kleider kosteten. Mancher trug ein Landgut in seinem Wammse. Die

Königin Elisabeth trug einmal bei Gelegenheit einer Audienz, welche sie dem französischen Gesandten gab, ein Kleid, an welchem hundert Personen drei Wochen lang gearbeitet hatten.

Diese jungfräuliche, bekanntlich sehr eitle Königin gab viel auf die Toilette (Abb. 235, 236). Bei ihrem Tode hinterließ sie in ihrer Garderobe dreitausend Kleider. Seit sie Königin geworden, folgte sie ganz den



235. Königin Elisabeth von England. Um 1550. (Nach Shaw.)

steifen spanischen Moden, sodaß man sie nur mit der großen Radkrause, mit Schulterpuffen und Steifrock sich vorstellen kann. England folgte ihrem Beispiel. Hatten zu Holbeins Zeiten, wie man aus seinen berühmten Portraitzeichnungen ersieht, die freien deutschen Modeformen vorgeherrscht — die Köpfe der englischen Damen hatten sogar etwas Originelles in ihrem Putz gehabt —, unter der Königin Elisabeth ist das gänzlich vorüber. Die volle Steifheit tritt ein, anfangs um 1560 bis 1570 wohl noch mit einfachen Gestalten (Abb. 237), dann stopft man sich aber aus, Damen wie Herren, daß für die letzteren die Sitze im Parlamente erweitert wurden, und diejenigen

welche sich besonders durch die Breite ihrer Beinkleider auszeichneten, auch eine besondere Bank erhielten. Solche Uebertreibung ging noch in das siebzehnte Jahrhundert hinüber, in die Zeit Jakobs I., dessen Tochter Elisabeth, die nachherige Pfalzgräfin davon ein Beispiel am Hofe bildet (Abb. 247).

Am freiesten der spanischen Mode gegenüber hielt sich noch Italien, aber nur die Hälfte, denn jener Theil, welcher politisch unter spanischer Herrschaft stand, war auch in der Kleidung der spanischen Art völlig unter-



236. Königin Elisabeth von England. Um 1590.

worfen. So kleidete sich (Abb. 226) niemand steifer, schwerfälliger als die Dame von Neapel, das damals spanisch war, nach der Regierung und nach der Mode. Sie hatte noch die Unsitte hohe hölzerne Unterschuhe zu tragen, und sie hatte damit einen so unsicheren, unbeholfenen Gang, daß, wenn sie spazieren ging, zwei Herren, rechts und links, sie unter der Achsel halten mußten. Im unabhängigen Italien, in Florenz z. B. so wie in Venedig, folgten Herren wie Damen ebenfalls den herrschenden Moden, aber sie wußten sie mit Geschmack und Freiheit zu behandeln (Abb. 238, 239). Man erkennt in den zahllosen Figuren, wie sie uns die Kunst darbietet,

überall die Motive der Zeit, aber überall auch mit freierem Geschmack verwerthet oder verändert. Die Kunst lebt noch, und von der großen Zeit her ist noch ein persönlicher Geschmack unter Italienern und Italienerinnen vorhanden, welcher auch dem mißgestalteten Costüm noch schöne Seiten abzugewinnen weiß. So findet man das ganze Jahrhundert hindurch vor-

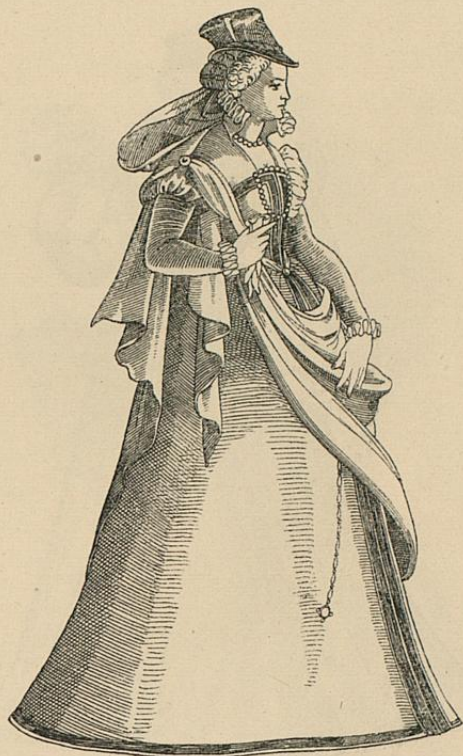


237. Junge englische Dame um 1560. (Nach H. Weigel.)

treffliche Figuren, — man braucht nur Becellios Trachtenbuch zu durchblättern — Figuren, die sich ebenso durch die Schönheit der ganzen Erscheinung wie durch noble und freie Haltung auszeichnen, ganz im Gegensatz zu der spanisch-französischen Art. Und dies gilt von Männern wie von Frauen.

In dieser ihrer freieren Art folgten die italienischen Damen nicht so ausschließlich jener Tendenz, welche Brust und Hals völlig verhüllt. Nicht selten tragen sie den Hals frei und die Brust offen, womit sie auch in eigenthümlicher Weise die große Krause zu verbinden wissen, indem sie die-

selbe dem Saume des Kleides von der Brust aufwärts um den Nacken herum folgen lassen (Abb. 240). Diese Mode bewahrt sie vor der steifen Haltung. Die Italiener waren es auch zuerst, welche mit der Krause die Spitze verbanden — sie ist ja italienische Erfindung — und dadurch die Ursache einer völligen Umwandlung von Krause, Kragen und Manschetten wurden, eine



238. Italienische Dame aus Siena. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Umwandlung, welche zwar noch in dieser Periode begann, aber erst in der folgenden, während der Zeit des dreißigjährigen Krieges, zur Vollendung kam. Zunächst setzte sich die Spitze in der wohlbekannten regelmäßigen Reticellaform sackenartig, daher ja auch Spitze oder Kante genannt, an den Rand der Krause an und folgte allen ihren Windungen am Halse wie an den Händen. Sie war so nur Besatz, nur Nebensache; einmal aber vorhanden und des Beifalls sich erfreuend, wuchs sie und wurde bald zur Hauptsache (Abb. 225, 240).

Eine andere, wenn auch nicht allgemeine Eigenthümlichkeit der italienischen Damen zu dieser Zeit war ihre Vorliebe für das rothe, oder sagen wir lieber, das rothblonde oder blonde Haar, ein Schmuck, mit dem ja die Natur die südlicheren Nationen mit gebräunter Hautfarbe selten begabt hat. Zu dieser Zeit aber liebte man in Italien das röthliche Haar; man liebte



239. Italienische Dame aus Ferrara. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

es in der Kunst, wie die Madonnen beweisen, man liebte es an sich selber, wie man an den Bildnissen — wir erinnern beispielsweise an die berühmten Palmas in der Belvedere-Galerie zu Wien — ersehen mag. Was die Natur versagt hatte, das stellte man künstlich her. Viele Damen trugen erkaufte rothes Haar, das ihnen der Handel aus dem Norden zubrachte, gleich den Römerinnen der Kaiserzeit, viele aber färbten ihr eigenes Haar. Es gab dazu eine Salbe oder ein beizendes Wasser, vielleicht dasselbe Mittel, mit welchem anderthalb Jahrtausende früher schon die Frauen der Ger-

manen der Natur nachhelfen oder ihren Mangel ersetzen. Die Damen, welche dieses Mittel gebrauchen wollten, setzten sich an einem sonnigen Tage auf die Altane, auf das Dach ihres Hauses, bedeckten sich mit dem breiten Rande eines Strohhuts, aus welchem der Kopf herausgeschnitten war, breiteten rings von allen Seiten die Haare darüber aus, damit die Sonne Zugang fände, und kämmten und bürsteten sie fort und fort mit ihrer



240. Venetianerin (Hohe Frisur und Spitzentragen). 1578. (Nach Giac. Franco.)

Salbe. Das geschah, bis unter gemeinsamer Wirkung von Sonne und Aegymittel die Haare erblaßten und jenes Blond oder Roth annahmen, welches man so häufig an den Portraits venetianischer Damen bewundert. Diese waren es auch vorzugsweise, welche von diesem Mittel Gebrauch machten. Doch waren sie nicht die einzigen. Wenigstens verbreitete sich die Vorliebe oder sagen wir lieber die Mode des blonden Haares durch die ganze civilisirte Welt, nur hatten die Damen in England und in Deutschland es weniger nöthig zu diesem Mittel zu greifen, da bei ihnen die Natur dem

Modegeschmack mehr zu Hilfe kam. Doch kommt es allerdings vor, daß sie im ungünstigen Falle weder das eine noch das andere Mittel verschmähten, weder die Salbe noch die falschen Haare, die „todten“ Haare, wie man damals sagte, weil sie todten Frauen abgesehritten waren. Andere aber beschuldigte man mit Unrecht, wie die Italiener ohne Grund die Königin Elisabeth in Verdacht hatten, welche stolz war auf ihr rothes Haar; in diesem Punkte war sie, die große Heuchlerin, ohne Falsch.

In Deutschland lagen die Dinge zu jener Zeit, als die spanischen Moden ihren Weltgang begannen, nicht unähnlich denen in Italien. Fanden sie hier Eingang auf dem Wege von Neapel und Mailand, so war es in Deutschland das Kaiserhaus, welches den Uebergang erleichterte. Spanier waren es, welche sie nach Deutschland brachten, die Spanier am Hofe und im Heere Karls V. Der deutsche Kaiserhof wurde in seinem Aeußeren vollkommen spanisch und blieb es bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein, selbst dann noch, als die übrige Welt sich schon französisch trug. Aber fand die spanische Steifheit in Italien ein Hinderniß am italienischen Kunstgeschmack, so fand sie es in Deutschland wohl nicht am Geschmack, aber an einer ausgeprägten Richtung der Trachten, die sich, wenn es in Culturländern überhaupt möglich wäre, zu einer Nationaltracht hätte herausbilden können. Pluderhose und Pludervammus haben das größte Unrecht darauf, und wenn sie es nicht zu einer nationalen, d. h. zugleich dauernden Tracht gebracht haben, so waren sie doch entschieden deutsch. Als solche wurden sie auch überall in der Fremde anerkannt.

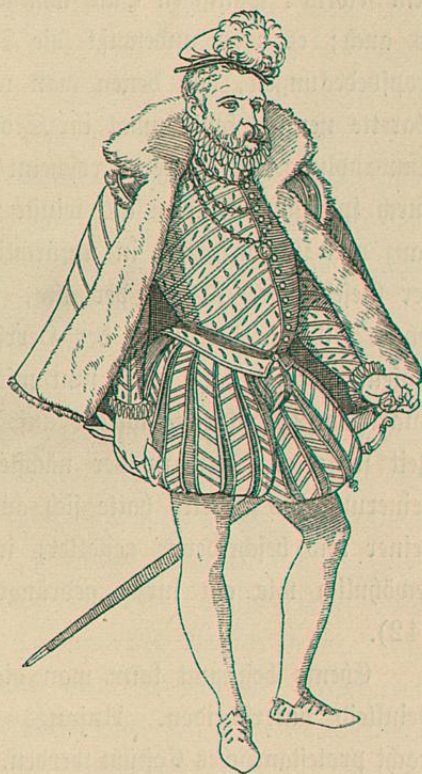
Spanisch und deutsch traten also auf deutschem Boden in Kampf (Abb. 241, 242). In diesem Kampfe fand Spanien einen weiteren Bundesgenossen in jenem Geiste der Reaction, welcher die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beherrschte und die Moden zwang sich zu versteifen und das Nackte zu verhüllen. War z. B. die männliche Decolletirung bereits um 1530 verschwunden, so war es zwanzig Jahre später mit der weiblichen ebenso. Nur gewisse Trachten halten noch eine Weile am Alten fest, so die Brautkleidung deutscher Patrizierinnen, welche noch 1570—1580 das Kleid tief ausgeschnitten tragen, Brust und Schultern aber bis zum Halse hinauf mit fein gefaltetem Hemde bedeckt, worüber das offene Haar herabfällt. Die deutsche Tracht wurde von diesem Gesichtspunkt aus so

ehrbar, daß selbst die strengsten Sittenprediger — und sie sind zahllos und überaus grob in jener Zeit — nichts daran auszufinden finden, als die Buntheit und die Verschiedenheit.

In diesem Punkte haben sie nicht so ganz Unrecht, denn da deutsche und spanische Moden zugleich auftreten, so sind die Formen doppelt, und



241. Deutscher Edelmann nach deutscher Mode. Um 1570.
(Nach Hans Weigel.)



242. Vornehmer deutscher Herr nach spanischer Mode.
Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

in dem Kampfe kommt es nicht selten vor, daß Spanisches und Deutsches an demselben Körper zugleich gesehen wird. Für gewöhnlich kann man die eine Tracht bestimmt von der anderen unterscheiden, bis gegen den Schluß des Jahrhunderts die spanische den Sieg davon zu tragen scheint, um alsbald darnach in einer neuen Periode sich gänzlich umzuwandeln.

Am klarsten stellt sich der Kampf in der männlichen Kleidung dar. Hier streitet die Pludertracht gegen die ausgestopfte Tracht, das Barett gegen den Hut. Am schnellsten ergeben sich Haar und Bart. Tragen und

Krause zwangen beide zur Kürzung, wie es schon in Spanien die Sitte war, das Haar wurde selbst struppig nach oben frisiert gleich einem Stachelschwein. Darauf trug der Deutsche noch 1550 das Barett, aber er hatte ihm bereits seine groteske Gestalt genommen, er hatte den Rand verkleinert, und nun hob er seine Decke mit Hilfe von Draht, als wollte er das Barett dem seidenen spanischen Hute ähnlich machen (Abb. 241, 242). So war es auch; es war unbewußt die Tendenz. Bald tragen die Vornehmen Kopfbedeckungen, von denen man nicht mehr weiß, ob man sie Hüte oder Barette nennen soll, zumal ihr Stoff Sammt oder Seide ist. Neben dieser Umwandlung des Barett's erscheint aber auch der wirkliche Hut, entweder durch spanischen Einfluß als feinste Mode auf den vornehmsten Köpfen oder ganz von unten herauf in unförmlichster Gestalt aus dem tiefsten Grunde der Gesellschaft. Es ist der alte, im fünfzehnten Jahrhundert hoch angesehene Filzhut, der unter der Herrschaft des Barett's bei den Bauern sein Dasein gefristet hatte, und nun mit den wildesten und rohesten der bereits entarteten Landsknechte wieder auf dem Schauplatz erscheint. Seine große Zeit sollte aber erst in der nächsten Periode kommen. — Mit der Verkleinerung des Barett's hatte sich auch das mächtige Gefieder nach und nach kleiner und bescheidener gestaltet; in dieser Zeit, etwa um 1570, saß es gewöhnlich wie ein kurzer gedrängter Busch über der Stirne (Abb. 241, 242).

Ebenso bestimmt kann man die Phasen des Kampfes an Wamms und Beinleid unterscheiden. Anfangs scheint es fast, als wolle die Pludertracht protestantisches Costüm werden, die Ausstopfung aber katholische Tracht. Aber es bleibt nicht so. Es ist richtig, daß jene, ein Geschöpf der reformatorischen Bewegung, auch vorzugsweise in protestantischen Ländern zu Hause ist, und es wird dies von ihren Predigern anerkannt. Aber ihre Fürsten kleiden sich bald spanisch wie der kaiserliche Hof, und die Vornehmen folgen nach und nach ihrem Beispiel, zumal einzelne Fürsten die Pludertracht nicht an ihrem Hofe dulden und mit Gesetz und Gewalt gegen sie vorgehen. Die Pluderhose (Abb. 241) sucht sich wohl durch Verkleinerung anständiger, minder grotesk zu gestalten, aber vergebens; gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts findet sie ihr Ende, die Schweizer ausgenommen, welche die „Hemdfähnlein“ als Nationaltracht behalten.

Aber auch das ausgestopfte Wamms und zumal das Beinkleid bleiben nicht spanisch. Zwar gab der Deutsche, der sich also trug, an grotesker Ungehalt dem Spanier nichts nach. Er legte den Gänsebauch vor vom Halse herab bis tief über den Gürtel, „wie ein Erker an einem Haus hanget, das er schier umziehen möchte“ (sagt Oslander 1586); er stopfte die Puffen des Beinkleides mit Berg und Wolle, auch mit Kleie und Weizen in ungeheurer Weite aus: aber es kam eine dritte Form des Beinkleides, ein Mittelthing zwischen beiden, der landsknechtischen und der spanischen Hose, welche endlich bleibend wurde und den Ausgang des modernen Beinkleides bildet. Von jener nahm sie die Zweitheilung in Kniehose und Strumpf, von dieser anfangs noch die Ausstopfung an, aber nicht mit den angezogenen oder umgelegten Puffen, sondern in bescheidnerer und natürlicherer Ausweitung von den Hüften bis zu den Knien.

Natürlich war mit der spanischen Mode auch das spanische Mäntelchen gekommen, und ebenso, wie es mit Barett und Hut ergangen war, hatte es um der Concurrenz willen die deutsche Schaubе gezwungen ihm ähnlich zu werden. Dieses breite und reiche Oberkleid verkürzt sich also zur „Puffjacke“, daß es kaum noch zu den Hüften reicht, zieht seine reiche Verbrämung ein und bewahrt kaum noch einen kleinen stehenden Kragen, der an seine alte Abkunft erinnert. Nur als Amtstracht z. B. der Rathsherren führt es, seiner früheren Gestalt noch ähnlich, ein erstarrtes Dasein weiter. Als vornehme Tracht von dünner Seide, bestickt, vielleicht noch mit Perlen besetzt, ist es kaum noch vom spanischen Schultermantel zu unterscheiden (Abb. 241, 242). Zu schützen und zu wärmen brauchte es ja nicht, da die Wattirung in dieser Beziehung alle Sorge übernahm.

Winder klar vielleicht spricht sich der Kampf in der Kleidung der deutschen Frauen aus, aber das Resultat war darum kein anderes. Zwischen den Jahren 1550 und 1570 kann man an den Frauen deutscher Stände noch manche Trachtenformen bemerken, die ihnen eigenthümlich zu sein scheinen, so hier und da geflochtene Zöpfe oder ein Oberkleid, das, von den Achselhöhlen abwärts wie ein Regel sich erweiternd, ohne die geringste Andeutung einer Taille in grader Linie zu den Füßen herabreicht. Sa viel später noch sieht man erst recht Eigenthümlichkeiten, die ganz abseits der Mode liegen. Das kommt daher, daß seit dieser Zeit Deutschland immer

mehr nach Landschaften und Städten in abgeschlossene Kreise zerfällt, die sich politisch wie social gegen einander absperrern und in ihrer Absperrung besondere Sitten, besondere Trachtenformen ausbilden oder annehmen. Letztere sind meist stehen gebliebene, erstarrte, verkommene Moden. In dieser politischen und socialen Tendenz der Trennung und Isolirung ist die



243. Deutsche Dame aus Augsburg. Um 1570. (Nach Hans Weigel.)

Entstehung der Volkstrachten begründet, deren Betrachtung außerhalb unserer Absicht liegt. Diesen Volkstrachten aber gehören jene Eigenthümlichkeiten an.

Was dagegen von deutschen Frauen der Mode zu folgen vermag (Abb. 243, 244), das schließt sich auch nach und nach den spanischen Formen an, ohne nur im geringsten ihre Excentricitäten zu mildern; ja sie gehen noch früher mit den Französinen zum Extrem. Sie breiten die Kröse aus, daß sie mit Drahtgestell unterstützt werden muß (Abb. 245); sie

thürmen das Haar über der Stirne, gleichfalls mit Hilfe von Draht, in einem hohen Bogen oder richten es auf halbmondförmig in zwei Hörnern, eine beliebte Frisur, welche man die der Luna nannte; sie tragen wieder nach spanischer und französischer Hofmode zwei Kleider, ein oberes und ein unteres (Abb. 243), die mitunter durch einen Reifrock von ungeheuerlicher,

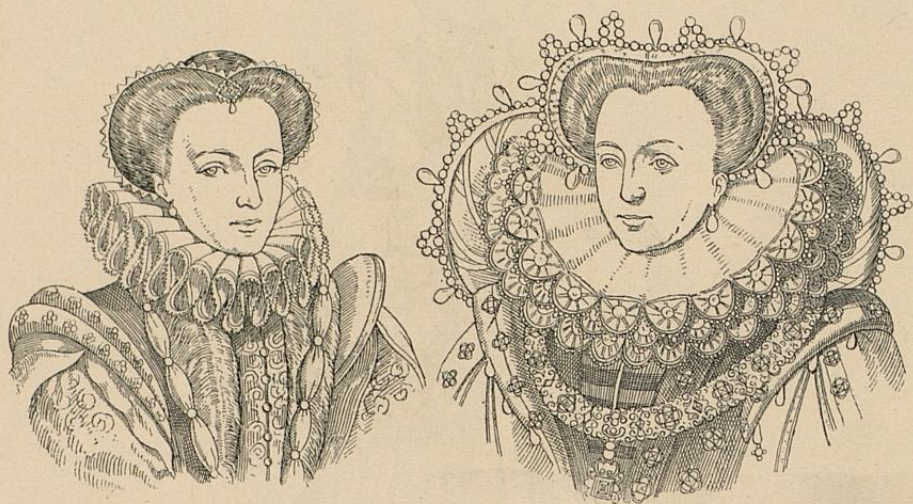


244. Schweizer Dame. Um 1570. Deutsche Mode. (Miniaturmalerei in Paris.)

tonnenartiger Gestalt faltenlos aufgebläht werden; über die Schulter hängen sie das kleine Mäntelchen, das schon damals den Namen Mantille führt. Die Kopfbedeckung des Barett's, das ehemals so stolz und mächtig mit waltenden Federn das Haupt bedeckte, ist zu einem kleinen Hütchen zusammengekrummt, das handgroß seitwärts an der Frisur befestigt sitzt (Abb. 244). Diese Hütlein, sagt ein Sittenrichter, sind so klein, daß sie nicht den vierten Theil des Hauptes bedecken, „und siehet eben, als wenn ein Weib einen Apfel auf den Kopf setzte und spräche: das ist ein Hut.“ Statt des Hutes

sieht man auch wohl gegen Ende dieser Periode die Stuarthaube (Abb. 245, 246), eine französische Mode dem Ursprunge nach, welcher die unglückliche Königin von Schottland den Namen gegeben hatte. Wie ein niedriger Hut von schwarzem oder farbigem Sammt, schlicht oder mit Spizen und Schmuck verziert, bedeckt sie das Hinterhaupt, senkt sich mit einer Spitze über den Scheitel gegen die Stirne herab und umspannt nach den Schläfen zu die aufgethürmten Haare in weitem Bogen.

So sahen die deutschen Damen am Ende des sechzehnten Jahrhun-



245. Stuarthaube am 1590. (Jakobe, Gemahlin des H. Wilhelm von Jülich, und Magdalena, Gemahlin des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken.)

derts aus, nicht anders wie die Französinen und die Spanierinnen. Wesentliche Unterschiede sind nicht mehr zu bemerken. Sollen wir ihre Toilette ergänzen, so sei zunächst des Fächers gedacht, der in drei Formen vorkommt, ein Stiel, an seinem Knäufe rund mit Federn umstellt, oder ein Fähnlein oder in der Gestalt des Faltfächers, wie wir ihn heute kennen. Sodann sind die Handschuhe zu erwähnen, die zu tragen dem Herren und der Dame durchaus nothwendig waren, doch genügte es dem Herren, wenn er den einen in der Hand trug, den anderen um den Finger wickelte: so schrieb es die feine Sitte vor. Die feinsten Handschuhe waren von spanischem Leder; man schligte sie, so lange diese Mode noch lebte, bestickte sie und besetzte sie auch wohl mit Perlen und Edelsteinen. Allgemein rieb

man sie mit Wohlgerüchen ein, mit wohlriechenden Salben und Wässern; man bisamirte sie, wie man sagte. Bei dem Essen und auch beim Tanze legte man sie ab. Ebenso war das Taschentuch in allgemeinen Gebrauch gekommen; die Damen führten ein feines, spizenbesehtes in der Hand, wie man zahlreich in den Trachtenbüchern sieht. „Ist's auch höflich mit dem Barett oder Rock die Nasen schneuzen?“ heißt die Frage in einem Anstandskatechismus für Knaben. „Antwort: Nein, denn solches gehört sich zu thun mit dem Facilletlein.“ Der Strumpf scheint zwar zu jener Zeit vor-



246. Stuarthaube mit Spizen. (Nach Crispin de Passer.)
(Aus Palliser.)

zugsweise für die Tracht des Mannes von Bedeutung zu sein; als aber die Strumpffstrickerei und gegen Ende des Jahrhunderts auch der Strumpfwirkestuhl erfunden war, wurde ein seidener Strumpf auch für die vornehme weibliche Toilette durchaus nothwendig. Es war die Aufgabe geschickter Kammerzofen ihn prall ohne eine Falte anzulegen, zu welchem Zwecke, um ihn unten zu verengen, ihm auch der Zwickel eingenäht war. Die Damen fanden auch Gelegenheit ihn zu zeigen, wenn sie sich bei den beliebten allegorischen und mythologischen Balletten und Festen à la nympheale kleideten, als Nymphen oder Göttinnen mit kurzen Röcken, die nur bis zum Knie reichten. Es ist auch bemerkenswerth, daß gleichzeitig mit dieser Bedeutung des Strumpfes und gewiß nicht ohne Zusammenhang

der Tanz sich zum ersten Male zur ausgebildeten Kunst erhebt. Damals erschienen die ersten „Professoren der Tanzkunst“. Endlich sei noch einmal des außerordentlichen Schmuckes gedacht, mit dem die Damen sich und ihre Kleider behängten. Schmuck saß als Diadem auf dem Haupte, besetzte den Hut und hing sich reichlich in allerlei Formen in die hohen Frisuren



247. Pfalzgräfin Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England. 1612.
Vertugalla vor ihrem Ende. (Nach Wierewelt.)

(Abb. 247); Schmuck in Gold, Email, Perlen und Steinen saß auf den spitzgeformten Schuhen, so selten auch die Füße sichtbar wurden. An Schmuck der Ohren, der Arme, der Hände war selbstverständlich kein Mangel; am reichen Gürtel hing noch die reiche Tasche, aber die zahmere Zeit wählte sich den Fächer statt des Dolches, den die Damen der Reformationszeit getragen hatten. Vor allem aber war es die Kleidung selber, die über und über mit Perlen, Steinen, Gold und Goldstickerei bedeckt wurde. Die Spanier, denen die Entdeckung Amerikas zu Hilfe gekommen war, gingen

darin voran. Ein Spanier rühmt die Kleider seiner Damen, sie seien so von den Edelsteinen des Orients und des Occidents bedeckt gewesen, daß ihre Farbe wie ein Geheimniß bewahrt worden sei. Die deutschen Frauen, namentlich diejenigen in den protestantischen Ländern, hielten ihres geringen Reichthums wegen noch ein gewisses Maß inne, aber die Französinnen und Spanierinnen legten eben so viel Schmuck auf, als sie und die Kleider zu tragen vermochten. So trug Maria Medicis, Heinrichs IV. Gemahlin, bei der Taufe ihres Sohnes ein Kleid, das mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt war. Und hierin standen die Herren den Damen keineswegs nach, wie z. B. von dem Marschall Bassompierre erzählt wird, der bei Gelegenheit einer königlichen Taufe seine Kleidung mit fünfzig Pfund Perlen besetzte. Die Bilder entsprechen solchen Angaben vollkommen: die Portraits in Kupferstichen und Gemälden starren von Schmuck und kostbarem Besatz. —

So sind sie beiderseits, Herren wie Damen, überladen mit Schmuck, gepufft, aufgebläht und ausgestopft zu grotesken Ungestalten, so sind sie die vollendeten Schöpfungen des reactionären Geistes, der über die Welt gekommen war. Durch den spanischen Geist geschaffen, mit der spanischen Herrschaft ihrerseits zur Herrschaft gelangt, vergehen diese Moden auch wieder mit demselben. Unter dem neuen Geiste des werdenden siebzehnten Jahrhunderts, der im dreißigjährigen Kriege zum wilden Ausbruch gelangt, verschwinden sie bald in Deutschland wie in Frankreich, in England und in den Niederlanden. Nur in Spanien, das in reactionärer Erstarrung verharrt, bleiben sie länger. Noch um das Jahr 1650 sind die spanischen Moden um ein halbes Jahrhundert zurück. —

3. Kapitel.

Das Costüm in der Periode des dreißigjährigen Krieges. Bis 1650.

Spanien, das Spanien des bigotten, unnahbaren und verschlossenen Philipp des Zweiten, hatte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Herrschaft der Moden geführt, das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert gehörten Frankreich. Aber nicht sofort geschah es, daß die leichte Grazie Frankreichs an die Stelle der steifen Spanischen Grandezza trat. Es kam eine Episode dazwischen, eine kurze Epoche nur, und diese Epoche gehört wiederum Deutschland. Auf deutschem Boden wurde der große Krieg der Nationen und der Confessionen ausgefochten, den man den dreißigjährigen nennt, und dieser Krieg, das bedeutendste Ereigniß des siebzehnten Jahrhunderts, konnte nicht vorübergehen, ohne umgestaltend auf die Trachtenformen einzuwirken.

Doch nicht allein Deutschland ist es, wo die Umwandlung sich vollzieht, und nicht allein der Krieg, welcher sie hervorruft. Mit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts geht es wie ein neuer Hauch durch die Welt, der den Alp der Reaction abschüttelt und die steifen, beengenden Formen auflöst, welche der spanische Geist der Welt gegeben hatte. Es ist auf allen Gebieten der Cultur und der Sitte wie ein Drängen nach Natürlichkeit, das z. B. in Rubens und seiner Schule zu so wahrem und mäch-

tigem Ausdruck gelangt, anderstwo freilich, wie in den ersten Schöpfungen der Schäferpoesie, nur sehr verschoben zur Erscheinung kommt. Aber grade in Frankreich, wo diese Schäferpoesie entstand, war ein gewaltiges und allseitiges Streben um die Ausbildung der eigenen Sprache, um die Hebung der Literatur, um die Verfeinerung der Sitte, um neues Schaffen auf dem Gebiete der Kunst, das denn in vereinigttem Bemühen nach we-



248. Herren und Damen mit den ausgebildeten Moden der neuen Epoche. Um 1630–1640. (Nach H. Woffe.)

nigen Jahrzehnten zur Herrschaft des französischen Geistes und seiner Werke führen sollte. Auch in Deutschland rang die eigene Sprache statt des Latein die Sprache der Poesie und der Wissenschaft zu reden, aber das Ringen führte unter dem Druck und den Schrecken des Krieges einstweilen nur zu einer Gestaltung, in welcher nicht Natur und Wahrheit herrschen, sondern Rohheit mit widerlichem Schwulst sich verbindet. Und doch haben Zeit und Sprache auch natürliche Töne und wahrhafte Dichter, so Fleming und Opitz.

Das Costüm spürte diesen Hauch der Zeit überall, nur nicht in Spanien. Ein halbes Jahrhundert verfliest, die Welt aller Orten in Europa trägt ein anderes Kleid (Abb. 248), nur in Spanien sieht man fort und fort die steifen, ausgestopften Trachtenformen aus der Zeit Philipps II., hier sieht man noch die mächtige Radkrause selbst am Hofe, während überall in den andern Ländern den eleganten Herren und Damen der feine, durchbrochene Spitzenkragen lustig und lustig um Hals und Schultern flattert. Spanien, von seiner einst übermächtigen europäischen Großmachtstellung auf



249. Frauentopf mit Kröze, 1640–1645. Zur Volkstracht erstarre Mode. (Nach W. Dollar.)



250. Frauentopf, 1640–1645. Zur Volkstracht erstarre Mode. (Nach W. Dollar.)

sich selbst zurückgeworfen, von der Inquisition geknechtet, ist ferner unfähig neue Trachtenformen hervorzubringen. Was es geschaffen hat, bleibt ihm zum Theil als Nationaltracht, ohne die Grenzen des Landes und seiner Colonien zu überschreiten. Im Uebrigen kommt die Zeit, da sein Hof, der bourbonisch wird, und seine Vornehmen der französischen Mode folgen.

Wie gesagt, war es nicht sofort die französische Mode, welche die Herrschaft von Spanien übernahm. Die Veränderungen, welche um das Jahr 1600 und in den nächsten Jahrzehnten mit dem Costüm vor sich gingen, waren so allgemein, daß kein Land den Vorrang und Vorgang in Anspruch nehmen kann. Dann kam aber der lange und wilde Krieg, und mit dem Kriege wurden auch die Moden kriegerisch. Der Drang nach

Befreiung ging in Verwilderung über, das Streben nach Natürlichkeit schlug in sein Gegentheil um, in abenteuerliche Phantastik, in Renommisterei (Abb. 261). Die Formen des Stutzerthums wurden wieder ungeheuerlich nach der entgegengesetzten Seite. Es ging ähnlich wie in den Zeiten der Landsknechte, und auch diesmal war es Deutschland, dem der Ruhm ge-

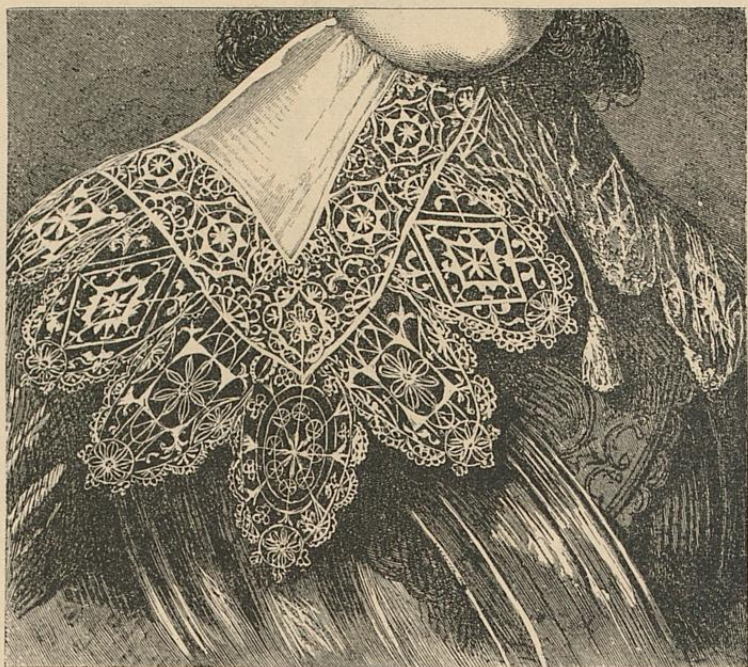


261. Französischer Edelmann von 1617, mit herabsinkender Kröze.

bührt. Deutschland schuf grade nicht die Modeformen, aber es gab ihnen den kriegerischen, herausfordernden Charakter, es brachte Stiefel und Sporen in den Salon und setzte den gewaltigen Filzhut auf die vornehmsten Köpfe und die bestgepflegten, duftenden Locken. Dies war die Blüthezeit der Emporkömmlinge. Soldatische Abenteuerer stiegen aus den tiefsten Schichten der Gesellschaft empor und machten hof- und salonsfähig, was bis dahin beim Bauer, im niedersten Volk sein unbeachtetes Dasein gehabt hatte.

Das erste Opfer der neuen Richtung war die mächtige Radkrawze, die

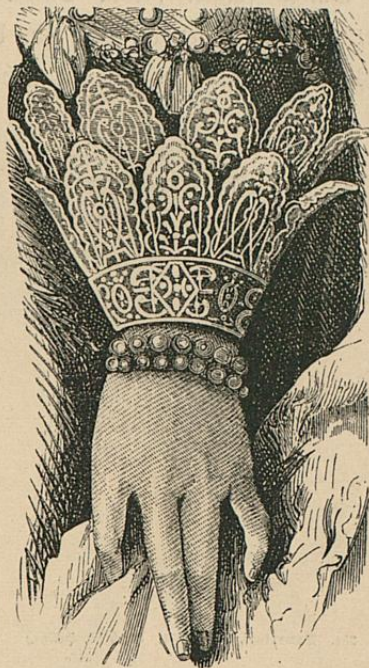
Kröse (Abb. 249). Ihr Fall zog andere Veränderungen nach sich. Es geschah aber nicht so auf einmal, daß sie abgelegt oder mit einem anderen Kragen vertauscht wurde. Die Costümgeschichte pflegt nicht so schnell zu verfahren. Sie sucht nach Uebergangsformen, ändert und versucht, bis sie die rechte Form gefunden hat, an welcher sie eine Weile wieder festhält. Damals nun waren die Spitzen in Mode gekommen und nahmen, wie es



252. Spitzenkragen, 1642. Vom Porträt des Gino-Maré. (Aus Palliser.)

ihr Recht war, von Kragen und Manschetten Besitz. Die Windungen der Kröse am Hals wie an Händen wurden demgemäß mit den zackigen Spitzen in ihren rosettenartigen Mustern umzogen. Die Kröse war aber auch in der Zeit ihrer höchsten Steifheit noch durch einen mit Draht oder Fischbein gefestigten Leinwandkragen gestützt worden. Auch an diesen Kragen, der zunächst nur als Untergestell gedient hatte, setzte sich die Spitze an (Abb. 250), oder erfüllte die Zwischenräume seiner Stäbe. Sobald aber das geschehen, erschien die Kröse überflüssig und konnte einfach weggelassen werden. Sie hatte ihren eleganten Erjag gefunden. Man findet diesen

neuen Kragen bald nach 1600, auch wohl früher schon. Hohe Damen, die sich zu decolletiren hatten, ließen einen Kragen auch dem Rande des Kleides, dem Ausschnitt über Brust und Schultern, folgen, aber starr hinausstehend. Die Kröse gab sich aber nicht sogleich für überwunden. Sie versuchte dem Zeitgeist Rechnung zu tragen, indem sie erschlaffte und, statt steif hinauszustarren, sich auf die Schultern herabsenkte (Abb. 251). Man



253. Spitzenmanschette. Um 1640. Hand der Königin Anna von Frankreich. (Aus Palliser.)

sieht häufig diese Form, aber der Versuch konnte sie nicht retten. Nur in Spanien hielt sie sich noch mehr denn ein halbes Jahrhundert selbst in der vornehmsten Welt, sonst nur bei den Bürgern der holländischen Städte (Abb. 249), die immer pedantischer wurden, bei den deutschen Rathsherrn, zu deren Amtstracht sie gehörte, und bei der protestantischen Geistlichkeit und bei dieser selbst tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein.

Bei der neugewonnenen Form des flachen, aber steifen Kragens (Abb. 267) blieb jedoch die Zeit nicht stehen. Sie verlangte nach mehr

Freiheit, und so verlor dieser Kragen seine Steifheit, gab Stärke und Drahtstäbe und Fischbein auf und fiel schlaff auf die Schultern herab (Abb. 252). In dieser Form erscheint er bald als einfacher, schlichter Kragen von weißer Leinwand ohne allen Schmuck, bald mit Spitzen umzogen, bald auch ganz und gar aus der soliden, in regelmäßigen Mustern durchbrochenen Reticellaspitze bestehend. Und wie der Kragen, so die Manschetten, welche seinem Gange folgen (Abb. 253). Bis zu dem Jahre 1630 etwa ist diese neue Form vollendet, doch so, daß immer noch ältere Formen oder Mischlings- und Uebergangsformen nebenher gehen.



254. Damentopf, 1640–1650. (Nach W. Hollar.)

Diese Veränderungen des Kragens waren die gleichen, bei Herren wie bei den Damen, ausgenommen jenen Fall, wo die Dame sich decolletirte und der Kragen dem Saume des Kleides folgte. Auch die Folgen, welche sie für Haupt und Haar hatten, waren wenigstens ähnlich. Die steife Kröze hatte das Frauenhaar in die Höhe gedrängt und den Mann gezwungen sein Haar kurz zu schneiden. Der Fall des Kragens gab nun die Freiheit zurück: der Mann konnte es wieder wachsen (Abb. 256) und die Frau in Locken herabfallen lassen (Abb. 254). Aber sowie bei dem Manne die neue Tendenz im Gange ist, wächst sie unter dem Einfluß der Kriegsabenteurer, unter dem Druck der wilden Zeiten, auch alsbald in das Extrem. Nach wenigen Jahrzehnten fällt schon den Männern das Haar

auf die Schultern herab, den einen in schönen Locken, den anderen in regellosen, langen Strähnen (Abb. 255) oder in künstlichem Gewirr wild um den Kopf herum. Die Tendenz steigt und steigt, bis dann die Natur nicht mehr ausreicht und die Kunst mit der Perrücke zu Hilfe kommt. Das war aber nicht mehr deutsche Mode, sondern das erste und entscheidende Zeichen der neuen französischen Modeherrschaft.



255. Französischer Offizier von 1635. (Nach H. Woffe.)
(Langes Haar und Henri-quatre)

Auch der Bart, den man in Spanien und Deutschland mehr als kurzgeschnittenen Vollbart, in Frankreich als leichten Kinn- und Lippenbart in der Form des Henri-quatre (welcher König ihn übrigens nicht trug) geliebt hatte, erhielt mit dem Falle der Kröze seine Freiheit zurück. Aber merkwürdiger Weise machte er keinen Gebrauch davon. Statt länger zu werden, verwandelt sich der deutsche Vollbart bei allen Kriegsobersten (und die ganze Welt folgte ihnen) in den sog. Wallensteiner, d. h. in einen

stattlichen, zugespitzten Kinnbart mit Schnurr- oder Knebelbart (Abb. 259, 263, 264), während die Franzosen ihren Knebelbart mit äußerster Zierlichkeit behandeln (Abb. 255, 256 u. a.). Dieser Vorgang war aber ganz in der Ordnung. Das lange Haar in seiner Freiheit hat des Guten schon die Fülle; ein langer, ungehinderter Vollbart dazu wäre zuviel für Sitte und Anstand. Die Geschichte der Moden kennt beide niemals vereinigt. Daher war es nur folgerecht, daß, als die große Perrücke von allen Köpfen



256. Männliche Kopftracht um 1640. (Porträts von Cinquars und de Thou.)

Besitz ergriffen hatte, der Bart, wie wir noch sehen werden, völlig davon ging, und die ganze elegante und nicht elegante Welt ein glattes Gesicht zeigte.

Wohl aber duldet das lange Haar einen großen Hutm. Unter spanischem Einfluß hatte sich das deutsche Barett in einen Hut verwandelt gehabt, in einen Hut, meistens nur ein Hütchen von Sammt und Seide. Der uralte Filz, den das Barett wohl aus der Mode, aber nicht aus der Welt hatte schaffen können, hatte bei dem Bauer fortexistirt. Von hier kam er nun wiederum auf die Höhen des Lebens. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts hatte der Adel aufgehört den eigentlichen und bevor-

zugten Kriegerstand zu bilden; die stehenden Regimenter, selbst die der Reiter, hatten sich aus dem Bürger und Bauer recrutirt, und diese damit die Möglichkeit erhalten sich in die vornehme Gesellschaft emporzuarbeiten. Was so im sechzehnten Jahrhundert begonnen, wurde im dreißigjährigen Kriege fast zur Regel. Die Armeen mußten sich immer neu recrutiren,



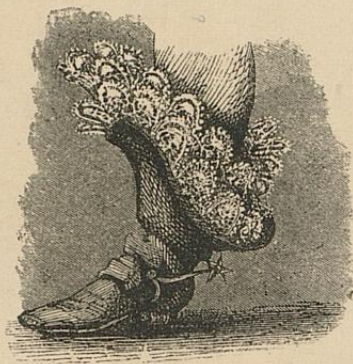
257. Fahnenträger nach der Mode von 1635. (Nach H. Woffe.)
(Soldatischer Filzhut mit Federn.)

und sie nahmen bald, wer nur kam. Da aber die Städte in Noth geriethen, die Dörfer verbrannt, die Bauern von Haus und Hof verjagt wurden, so waren es Ehre und Elend zugleich, die zur Fahne trieben. Der Bauer, der Sohn des niederen Volks, brachte den Filzhut und den plumpen Stiefel und seinen weiten Rock mit, und wie er, wenn es ihm gelang, so kamen auch sie zu neuen Ehren.

So trat nun der Filzhut des Bauern mit dem steifen Hut der Mode, mit dem Hut von Sammt und Seide in Concurrrenz. Da er vom Zeit-

geist getragen wurde, da er mit dem Kriege kam, so gelangte er auch mit demselben zum Siege und schlug seinen Gegner nicht bloß aus dem Felde, sondern auch aus dem Salon. Aber unter dem gleichen Einfluß nahm er auch wieder die wildesten Formen, die größten Ungestalten an und ließ mächtige Federn à la Fuchsschwanz, wie man sagte, den Rücken herabwallen (Abb. 255, 257 u. a.).

Genau so ging es mit dem Stiefel. Bis dahin, das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch, hatte der Schuh allein in der Mode geherrscht (Abb. 259); der Reiter, der jetzt aus dem Volke kommt statt aus dem



258. Stiefel mit Spizen, 1635–1640. (Nach H. Woffe.)
(Aus Palliser.)

Adel und nicht mehr Beinschienen trägt wie der Ritter, stellt ihm den Stiefel zur Seite, und die kriegerische Zeit ist es, welche ihm die Anerkennung verschafft. Ein jeder will wie ein Cavalier erscheinen; so legt er Stiefel und Sporen an und hängt sich den Degen um. Das geschieht in Deutschland, in Frankreich zu Paris auf der Straße und im Salon, in England, wo bald fast nicht minder kriegerische Zeiten kommen sollten. Eine Weile schien der Schuh fast völlig verdrängt zu sein, oder, indem der ehrsame Kleinbürger ihn behielt, fast seine Rolle mit dem Stiefel vertauscht zu haben. Der neue Stiefel wurde anfangs reitermäßig hoch über das Knie hinaufgezogen, dann aber mit weiter, hängender Stulpe unter das Knie heruntergekrämpt. Die Sporen waren angeschnallt und die Schnalle vorne mit starkem und breitem Lederstück gedeckt (Abb. 258, 261 u. a.).

Diese Veränderung des Stiefels stand wieder in Zusammenhang mit

der Veränderung des Beinkleides und diese wieder mit der Veränderung des Wammes, der Jacke. Die spanische Mode hatte der neuen Zeit die prall runde Ausstopfung an den Schultern, auf der Brust und den Hüften überliefert. Die hohen Schultern, die ausgestopfte Brust, der Gänsebauch, die angehäkelten Hosen fielen vor dem neuen Geiste (Abb. 259, 264, 278).



259. Prinz Moriz von Nassau-Drainien, 1620. (Nach einem Kupferstich.)

In Folge dessen wurde die Kleidung weit und faltig, etwa wie die menschliche Haut nach der Bantingkur. Das Fett verschwand darunter. Das Wammis gewann Schöße und wurde so zum kurzen Rock, verlor seine Taille und öffnete sich auf der Brust, wo das Hemd (um später zum Jabot zu werden) faltig heraustrat; ebenso lösete sich die Naht der weiten Ärmel der ganzen Länge nach und zeigte das Hemd. Als das Beinkleid seine Puffen und Wülste verloren hatte, war es schlaff und faltig, doch gebunden unter dem Knie. Auch dieses Band lösete sich, und so entstand die unten

offene Kniehose, die bis gegen die ungekrämpften Stulpen herabreichte. Dieser Proceß vollzog sich aber nicht auf einmal, sondern erst im Laufe mehrerer Jahrzehnte.

Um das Jahr 1630 etwa war das neue Costüm vollendet; die Zeit von 1630 bis 1640 bezeichnet Höhepunkt und Blüthezeit. Es ist das so wohlbekannte malerische Costüm des dreißigjährigen Krieges, das uns hundertfach aus den modernen Costümfesten und tausendfach aus Bildern



260. Herren, Damen und Dienerschaft. Um 1630–1640. (Nach H. Vosse.)

und Kupferstichen jener Zeit entgegentritt. Am elegantesten und mannigfaltigsten ist es in den zahlreichen Kupferstichen des Parisers Abraham Vosse behandelt worden. Es sind reine Modebilder (Abb. 248, 257, 260, 267).

Aber schon damals hatten sich dieses Costüms die verwilderten Abenteurer und Glücksritter des Krieges und andererseits die Löwen und Stützen von Paris bemächtigt. In Deutschland bildete in den dreißiger Jahren der Monsieur à la mode eine allgemeine Erscheinung und eine stehende Figur der fliegenden Blätter von damals, zahlreicher Flugblätter in Versen

und Abbildungen. Mamode war ein Schlagwort geworden, und nicht bloß im Costüm, ein Schlagwort für alles Neue und Unerhörte, dem das „Altfränkische“ gegenüber stand. Auch das ist eine Bezeichnung von damals. Der Philister, der Spießbürger, oder wer überhaupt an alter Sitte festhielt, war altfränkisch.

Monsieur Mamode (Abb. 261) ist nur die Caricatur des abenteuernden Soldaten. Er ist ein städtisches Gebilde, aber alle großen Städte



261. Messieurs Mamode. Um 1630. (Nach H. Vosse.)

kannten diese Herren. Sie trugen Stiefel und Sporen, besaßen aber kein Pferd; sie führten ein langes Rapier am Vandelier, zogen aber nicht in den Krieg; wild und auffallend nach neuester Art gekleidet zu sein, den Damen den Hof zu machen, die Nächte zu durchschwärmen, renommiren und lärmern, das war ihre Aufgabe. Solche Leute hat es nun wohl zu allen Zeiten gegeben, niemals aber haben sie sich so dem Bewußtsein der Zeitgenossen als eine besondere und allgemeine Erscheinung zugleich aufgedrängt, wie eben die vielen Bilder und Gedichte beweisen. Die Bilder stellen sie im Zeitcostüm dar, aber in grotesker Gestalt, jede einzelne Mode ins Wilde oder Ungeheuerliche übertrieben, und die Gedichte schildern sie,

sei es in ihrer eigenen, bunt gemischten alamodischen Sprache, sei es mit Spott und Hohn, sei es beschreibend nach ihrem Aeußeren. Nur einige Verse seien aus einem Gedichte angeführt, welches die Abbildung von vier solchen Modeherren begleitet:

„Horchet, ihr Teutschen insgemein,
Seht wie wir vier Cavallier sein,
So will mans haben nun hiefür,
Das heißt a la mode Monsier.

„Man soll sich nit um die vorig Zeit
Zegunder lang mehr sehen weit,
Man will haben unser Manier,
Das heißt ja al' modo Musier.

„Der Stutz gefällt auch den Damen recht,
Daß wir uns nit halten so schlecht,
Sondern nachthun, was stutzerisch,
Al' modo heißt cavallierisch.

„Wir wissen nun die Ordnung wohl,
Wie sich ein jeder halten soll,
Erstlich in unsern Hüten breit,
Drum heißt's al' modo zu der Zeit.

„Darunter wir uns stellen bald,
Jetzt saur, jetzt süß auf manche Gestalt,
Mit den Gebärden dazu schnell,
Drum ist al' modo unser Titel.

„Auch führen wir nach der edlen Art
Eine tollfliegende Feder zart,
Das scheint dann recht heroisch drein,
A la modo wir müssen fein.

„Ein langes Haar dem Haupt steht schön,
Darvon ein Zopf herunter kühn,
Darein der Damen Herz Favor
Geflochten al' modo Monsor.

„Die Bärt sollen gestutzt sein,
All Härlein hinab bis aufs ein,
Den Knebel über sich gestürzt:
Sie a la modo: und fein beherzt.

„Der Hals soll ledig stehn und dann
Der Kragen hernieder liegen than,
In Fälten klein, eng wohl zusammen,
Oui Monsier sprechen die Damen.

„Die Wämmser sollen sein zerschnitten
Auf beeden Armeln und damitten
Die Lappen sollen hangen nunter
Auf a la modo subtil besonder.

„Die Hosen sollen unterm Knie,
Nicht oben wie die Schweizerfüß,
Getragen und genestelt sein,
Auf al' modo musfirisch sein.

„Die Degen muß man führen strack
Beim Herz und nicht beim Hosensack,
Wohl oben her zu ragen für,
So heißt's a la modo Musfier.

„Gestiefelt soll man gehen her,
Oben geschnabelt weit umher,
Das dienet dann dem Musfier wohl,
Auf a la modo es sein soll.

„Die Sporn, die müssen klingen grell,
Darneben ausgepußet hell,
Der Klang und Glanz geben ein Bier,
Das ist a la modo Musfier.

„Daß dann wir nun so gehen her
Im Reitrock bloß, ohn Mäntel mehr,
Das gefällt uns eben so all vier,
Als auf a la modo Monsier.“

Unter dem Borgang dieser Stücker, unter der Phantastik der Glücksritter und der Verwilderung des Krieges gerieth nun dieses in seiner einfachen Gestalt so ansprechende, freie und malerische Costüm in ein Uebermaß grotesker Formen, die der Spott und das Entsetzen aller Altfränkischen wurden. Die niedergekrämpten Stulpen der Stiefel schlotterten umher und füllten ihre faßartige Weite mit feiner Leinwand oder gar mit Spizen. Der Hut mit mäßig hohem Kopfe und mäßig breitem, gut schützendem Rande, wie er gekommen war, mußte sich nun jedem Einfall, jeder Laune

bequemen (Abb. 261, 262 u. a.). Immer derselbe, nahm er doch hundertfache Gestalt an. Der Abenteuerer schlug die breite Krämpe über der Stirne empor, der melancholische Pessimist, der an Gott und Glück verzweifelt, senkte sie rings herab; der ehrsame Bürger trug sie schmal, steif und grade, der Stutzer auf- und abschwankeud, der Soldat ließ mit Verwitterung, Willkür und Formlosigkeit die Abenteuer und Schlachten erkennen, die über sein Haupt dahingezogen waren. Jeder Hut wußte mit seiner Gestalt von seinem Besitzer oder seinen Schicksalen zu erzählen.



262. Gbeffente à la mode, 1620–1630. (Nach J. Galfot.)

Aber nicht die Formen allein sprechen in beredter Weise. Der stutzerische Geist, wie er in der Zeit lag, fügte soviel windigen und lustigen Schmuck hinzu, daß ohne diesen das Costüm kaum fertig erscheint. Die langen Haare wurden gebrannt, gesalbt, in Strähnen und Zotteln getheilt, der Schnurrbart wohl gepflegt, die Spitzen aufwärts nach den Augen zu gedreht, „den Knebel über sich gestürzt.“ In die Locken oder Zöpfe hing man auch Schmuck und Perlen oder band seidene Schleifen hinein, und nicht bloß Stutzer thaten das. Man sieht z. B. König Christian IV. von Dänemark (Abb. 263) und seinen Sohn Friedrich III. mehrfach auf ihren

Portraits mit langem Zopf auf einer Seite des Gesichts und mit birnförmiger Perle am Ende desselben. Schleifen und Rosetten, vorzugsweise von rother Seide auf dunkler Kleidung, waren eine gar beliebte Zierde. Man ließ sie sich als „Faveurs“ von den Damen schenken und besetzte die ganze Kleidung damit vom Hute bis zu den Stiefeln oder Schuhen herab. Man fügte auch Nesteln hinzu, d. h. klirrende, klingende Metallstifte, mit denen man die Schultern, die Säume des Wammjes und das Knieband besetzte. Die Stelle unter dem Knie (Abb. 266) war ein besonders bevorzugter

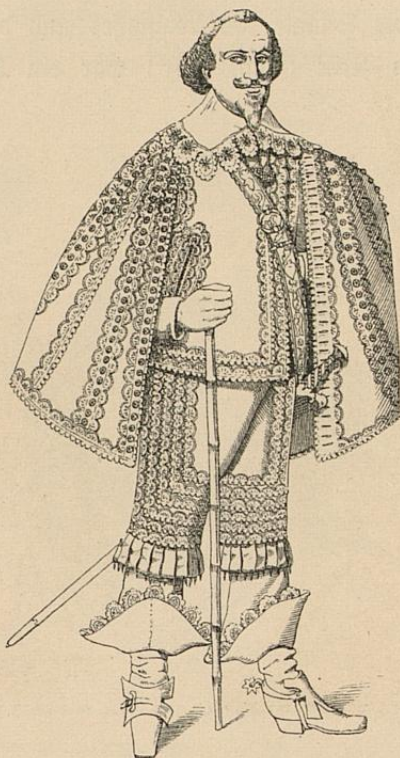


263. König Christian IV. von Dänemark, 1625. (Nach Stich von J. Müller.)

Platz für all solchen Schmuck. Aber Schleifen, Rosetten, Nesteln mußten den Vorrang den Spitzen lassen. Das zierlichste, zarteste, die höchste Geduld erfordernde Gebilde einer friedlich stillen Arbeit wurde der reichste und kostbarste Schmuck eines ächt kriegerischen Costüms (Abb. 264). Spitzen zierten den Mann als Kragen und Manschetten, Spitzen umzogen den Rand der schweren lederen Stiefelstulpen (Abb. 258) und erfüllten ihre Weite; sie legten sich um das Knie (Abb. 265), folgten allen Säumen des Weinleides, des Wammjes, des Mantels, umgaben den Rand des Hutes, begleiteten das breite Bandelier und hängten sich wohl selbst an den Degen. Kein Platz, kein Gegenstand des Costüms, wo sich nicht die beliebteste

Modeschöpfung von damals, die Spitze, einstellte, bald in gröberer Gestalt, bald von feinsten Art, geklöppelt oder genäht, von Leinen-, von Silber- oder vergoldeten Fäden. Spitzen mußte jeder tragen.

Nach diesen lustigen, leichten, fast weibischen Zuthaten hätte man diesem Costüm gewiß französischen Ursprung zuschreiben mögen, und doch



264. Herzog August von Braunschweig, 1635. (Nach einem Kupferstich.)

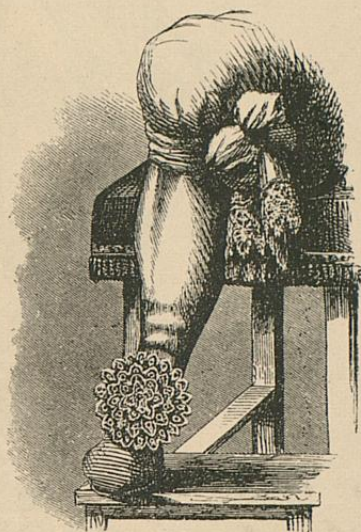
war es in der Hauptsache deutsch. Frankreich erfreute sich seit Heinrichs IV. Beendigung der Hugenottenkriege, besonders unter Richelieu, verhältnißmäßig einer inneren Ruhe, in welcher Gesellschaft, Sitte, Sprache, Literatur gleicherweise sich vereinigten und emporblühten. Dennoch blieb es nicht ohne Antheil an dem großen Kriege, und so auch ging der kriegerische Geist des Costüms auf Frankreich und die Pariser Mode hinüber; er ergriff Besitz von Hof, Stadt und Salon.

Gleichzeitig wie in Deutschland legte die ganze vornehme Welt Frank-

reichs Stiefel und Sporen an. Man ging damit in die Gesellschaft, man trug sie flanirend im Palais royal, auf der Straße, zu Pferde, zu Fuß und im Wagen. Einem Spanier damals erschien die Sache sehr merkwürdig. Um Paris und seine Bewohner befragt, sagte er: „Ich habe dort viele Leute gesehen, aber ich weiß nicht, ob sie noch dort sind, denn sie waren alle gestiefelt, gewiß, um sogleich abzureisen.“ Bis zum Jahr 1625 etwa



265. Beinbekleidung mit Spigen, 1642. (Vom Portrait des Cinq-Mars.)
(Aus Palliser.)



266. Beinbekleidung mit Spigen und Spigenrosette am Fuß.
1630–1640. (Nach H. Vosse.) (Aus Palliser.)

trug man auch in Frankreich die Stiefel hoch hinauf mit den Stulpen über das Knie gezogen. Darnach senkte man die Stulpen unter das Knie, aber man hielt sie nicht in solcher schlaffen Weite wie in Deutschland. Der feine Franzose (Abb. 267) mäßigte die deutschen Ungestalten und Ausgeburten. Die Stulpen waren zierlich und die Röhren mußten sich eng ohne Falte anschließen. An jener leichten Zierde von Schleifen, Rosetten, Spigen, Nesteln u. s. w. fehlte es freilich nicht. Lutetia, die Rothstadt, verlangte aber noch ein anderes, Galoschen nämlich, Unterschuhe mit hohen Sohlen und Abjagen (Abb. 267), welche der feine Pariser unter den

Stiefeln anlegte, wenn er durch die Stadt zu gehen hatte. Im Hause legte er sie ab.

Ein paar Jahrzehnte hindurch gehörte es in Paris zum guten Ton in hohen Stiefeln zu erscheinen, doch weder die alten Herren noch die Leute in den Provinzen wollten Schuh und Strümpfen entsagen. Auch Paris



267. Elegante französische Herren von 1628. (Nach A. Bosse.)
(Langes Haar und Henri-quatre.)

hatte seine Altfränkischen. Der Schuh mußte aber Schleifen und Rosetten tragen (Abb. 266) und der Strumpf von Seide sein. Im Winter zog man der Kälte wegen deren viele über einander. Malherbes; der Dichter, wußte oft selbst nicht, wie viele, und um sich nicht zu irren, um nicht dem einen Beine zuviel oder zu wenig zu geben, bezeichnete er seine Strümpfe mit Buchstaben und legte sie in alphabetischer Ordnung über einander. So kam er bis zum Z.

Wie den Stiefel, so mäßigte der Franzose auch die gewaltigen For-

men des deutschen Hutes, wo er nicht selbst zum Monsieur Mamode wurde. Er trug den gleichen Filz und nicht mehr Sammt und Seide; er schmückte ihn auch mit bunten Federn, mit Rosetten und Spitzen, aber der feine Mann beschränkte die Dimensionen von Kopf und Krämpe und dul-



268. König Ludwig XIII. Um 1630–1640. (Nach einem Kupferstich.)

dete nicht die willkürlichen, verwilderten Ungefallen. Er bog die Krämpe auf und gab ihr schwungvolle, aber zugleich feste Linien, sodaß der Hut Leben, Bewegung, Freiheit besaß, aber immer eines feinen und eleganten Herrn würdig blieb (Abb. 267).

Raum so war es mit dem Haare. Der Pariser befand sich bereits

auf dem Wege zur großen Perrücke, die wir später werden kennen lernen. Groteske Männerfrisuren nach Art des deutschen Monsieur à la mode waren daher in Paris keine seltene Erscheinungen. Ziemlich aber das Haupthaar Freiheit erhielt und bei einem Mangel der Natur durch die Kunst ersetzt zu werden begann, je zierlicher gestaltete man den Bart. Schon Ludwig XIII. (Abb. 268), der, durch Richelieu der Regierungsjorgen entledigt, gute Tage hatte und mit allerlei Arbeit sich die Zeit vertrieb, kam einmal auf den Einfall, seinen sämtlichen Hofleuten und Hausoffizieren eigenhändig den Bart abzurasiren; nur ein paar Härchen ließ er stehen. Man machte in Paris ein Verschen darauf, das so lautet:

„Ach, ach, mein armes Bärtchen,
 „Was ist dir denn geschehen?
 „Das war der große Ludwig,
 „Als König Numero dreizehn,
 „Der hat barbirt sein ganzes Haus.“

Aber damals gelang es noch nicht, den Bart ganz zu entfernen, wenn er auch auf einen kleinen zierlichen *Henri-quatre* beschränkt wurde, oder gar nur auf einen Strich auf der Oberlippe, der so fein sein sollte wie die Augenbraue, aber aufwärts gebogen. Doch hatte das immer glatter werdende Gesicht bereits die Folge, daß der rasirende Barbier sich vom Barbier-Chirurgen trennte und ein eigenes Gewerbe bildete. Bald sollte der Friseur und der Perruquier hinzukommen.

Den Friseur haben die Frauen geschaffen, aber erst in der folgenden Periode. Die Zeit des Friseurs und die Zeit der Frauen, was die Herrschaft in der Mode betrifft, war erst im Kommen. Diese Periode sah allerdings den Salon in Frankreich entstehen und damit die gesellschaftliche Herrschaft der Frau begründen, aber der große Krieg war es, welcher der Zeit die Signatur der Männlichkeit aufdrückte. Daher schritten auch die Männer voran, und die Frauen folgten in zweiter Linie. Fast scheint es auch, als hätten es die französischen Damen von damals noch an manchem Wünschenswerthen in den Erfordernissen der Galanterie fehlen lassen; wenigstens giebt es in einer 1644 zu Paris erschienenen, durchaus nicht satirischen Schrift, welche sich „die Gesetze der Galanterie“ betitelt, gleich im Anfange eine etwas verfängliche Stelle. Sie besagt, daß die Damen

einige Male zu den Badehäusern gingen sich den Körper zu reinigen, daß sie alle Tage sich die Mühe nahmen die Hände zu waschen und fast ebenso oft das Gesicht. Im Mittelalter war das anders gewesen. Im sechzehnten Jahrhundert aber verfielen und verschwanden die zahllosen Badestuben, deren das kleinste Städtchen sich erfreut hatte. Es kam eine Art



269. Dame bei der Toilette. 1630–1640. (Nach H. Vosse.)

Wasserscheu über die Leute, welche erst nach und nach so überwunden wurde, daß heute Wasserströme der Toilette zuschließen.

Die Kleidung der Frauen (Abb. 269–275; vergl. 248, 254 u. a.) folgte also während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in allem jener der Männer, sei es in den Formen, sei es im Charakter. Ganz gleich waren alle Veränderungen, welche an Hals und Händen, an Kragen

und Manschetten vor sich gingen, wie sie schon oben geschildert worden sind. Die steife Krause fiel und wurde durch den einfachen Spizenkragen ersetzt, der erst steif hinausstarzte, dann schlaff sich auf die Schultern senkte. Hierbei blieb der Mann stehen, nicht aber die Frau. Die Tendenz nach abwärts, nach Befreiung ging weiter, öffnete Schultern, Nacken und Brust, und so trat, der verhüllenden Kleidung in der zweiten Hälfte des sechzehnten



270. Französische Dame, 1620–1630. (Nach J. Gallot.)

Jahrhunderts entgegen, wiederum die Decolletirung als sehr verbreitete Mode hervor (Abb. 271–275 u. a.).

Dem Falle des Kragens folgte das Haar. Die vorhergehende Periode hatte das Haar in hohen, oft künstlichen Frisuren auf dem Scheitel gesammelt, hatte es zum Theil unter steifen Hauben, wie die geschwungene Stuarthaube, verhüllt oder mit einem kleinen steifen Hütchen nach spanischer Art mehr verziert als verdeckt. Das alles fiel nun. Das Haar wurde frei und folgte seinem natürlichen Fall; die Stuarthaube blieb als Wittwen-tracht, das Hütchen verschwand, und schwarzes Haar wurde die bevorzugte

Farbe statt des Blond und Roth im sechzehnten Jahrhundert. Locken waren es nun, welche den Damenkopf umgaben, bald dicht gekrauset, bald in Spiralen herabfallend, doch gewöhnlich nicht allzutief gesenkt, mehr um den Kopf herum als schon auf den Schultern liegend. Ein Scheitel theilte sie in der Mitte, doch war nicht selten, ja sehr häufig damit ein kleiner



271. Dame von 1644. (Nach H. Woffe.)

Querscheitel über der Stirne verbunden, der einen Theil derselben mit kurz geschnittenem Haare oder mit leichtem Gelock verdeckte, grade wie es heute die Mode ist (Abb. 272, 273). Natürlich gab 'es im Laufe der Jahrzehnte der Varianten mancherlei an dieser Grundform. Auch traten der Zierden viele hinzu, entweder wirklicher Schmuck, wie Perlen und Juwelen, die im Haare befestigt wurden, oder Schleifen, Bänder und Rosetten von farbiger Seide, oder mehr frauenhaft ein Schleier oder ein leichtes, flatterndes Tüchlein, oder hunte Federn, die über die Stirne und in den

Nacken waltten, oder auch ein federgeschmückter Filzhut, ganz von Form und Art des Männerhutes. So ist der Frauenkopf dieser Zeit immer frei, gefällig, flott, nicht selten reitermäßig und kriegerisch herausfordernd (Abb. 274).

So frei und flott wird auch die eigentliche Kleidung. Der Beginn des siebzehnten Jahrhunderts sah noch die Schulterpuffen und die Vertugalla, den Reifrock in Kuppel-, Sonnen- oder Trommelform. Zwei Jahr-



272. Dame um 1644–1650. (Nach Le Blond.)



273. Dame um 1644–1650. (Nach Le Blond.)

zehnte weiter, und diese Schöpfungen der spanischen Mode bestehen nur noch in Spanien, im Hofceremoniell des kaiserlichen Hofes oder in erstarrter Volkstracht, wie z. B. in Holland. Die Schultern oder Oberarme blähen sich noch eine Weile, aber faltig ohne alle Steifheit; die Taille senkt sich noch länger; nachdem die Ausstopfung verschwunden, mit Fischbeinspitze oder dem Blankfheit vorne tief herab, bis sie kurz wird und das Leibchen wie das Wamms des Mannes sich öffnet und zur losen Jacke wird; der Rock aber fällt von den Hüften ohne alle Hindernisse frei und faltig herab bis auf den Boden. Es bleibt die Sitte der beiden Kleider, von Robe und Rock; da aber das obere Kleid nicht mehr ausgespannt werden kann, wird

es entweder aufgebunden oder mit der Hand in die Höhe genommen (Abb. 274, 275).

Um das Jahr 1630 etwa ist auch das neue Costüm der Frau fertig wie das des Mannes. Zehn bis zwölf Jahre lang sind keinerlei Veränderungen zu verzeichnen, kleine Spielformen der Mode, individuelle Launen



274. Vornehme Dame um 1640. (Nach einem Kupferstich.)

und Einfälle ausgenommen. Es ist die Blüthezeit von Rubens und van Dyck bis zum Tode dieser großen Künstler. Alle die zahlreichen Portraits, insbesondere die des letzteren, des glänzendsten Darstellers dieses Costüms, sind ebenso viele Beispiele, einerlei ob in Italien, Deutschland, in den Niederlanden oder in England geschaffen. Die Aristokraten und Aristokratinnen Englands, die Herren und Damen vom Hofe Karls I. (Abb. 276) tragen die gleiche Mode wie diejenigen vom Hofe Ludwigs XIII., wie die

deutschen Fürsten und Fürstinnen und die Generale und Obersten der kriegführenden Heere, wie Schweden und Kaiserliche.

Nun aber im fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts, in den Schlußjahren der großen Kriegstragödie, trat eine Wendung ein. Alle Welt war



275. Dame um 1630–1640. (Nach Guret.) (Aus den vier Elementen: Das Wasser.)

des Krieges müde, der Schwung war gelähmt, die Kräfte waren erschlaft. Das deutsche Reich verwüstet, verödet, verarmt an Menschen und Habe, war wie aufgelöst, auf lange hin unfähig sich aufzurichten. In England war das Königthum mit dem Untergange bedroht, der Hof verjagt, die Cavaliere standen im Felde; eine bigotte Soldateska, die in der einen Hand Schwert oder Musquete, in der anderen die Bibel führte, Prediger von alttestamentlichem Eifer, Rundköpfe, Puritaner (Abb. 277), Independen-

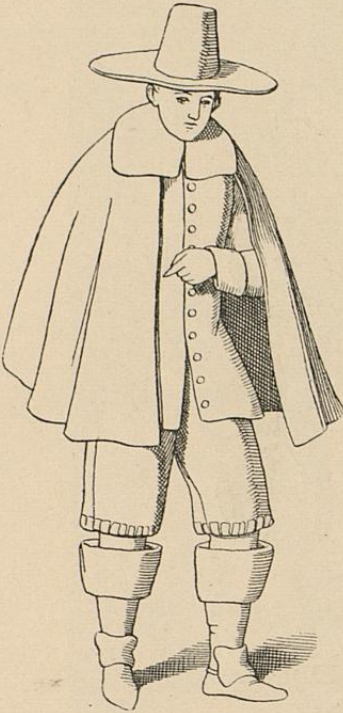
tenden mit ihrem Haß und ihrer Verachtung von Welt und Eitelkeit führten die Herrschaft selbst im Reiche der Moden. Auch in Frankreich blieben zu dieser Zeit, da der König Ludwig XIII. und Richelieu aus dem Leben schieden, die Dinge nicht ohne Aenderung. Die vormundschaftliche Regierung war Prunk und Luxus nicht günstig. Die Regentin Anna von



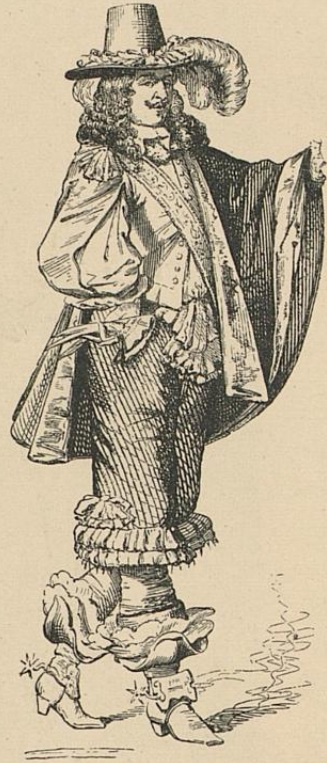
276. Sir Thomas Wharton. 1638–1649. (Nach van Dyck.)

Oesterreich trug den Witwenschleier und die Witwenkleidung, und ihr allmächtiger Günstling, Cardinal Mazarin, verbot sogar gesetzlich Spitzen, Goldstickerei und was dergleichen mehr zum Aufpuzе gehörte. Dazu kamen die Unruhen der Fronde, welche die vornehme Gesellschaft aus einander trieben, den aristokratischen Salon in seiner Blüthe unterbrachen, und an seiner Stelle den bürgerlichen, den Salon der Precieuses, den gelehrten Salon, in die Höhe kommen ließen.

Solchem Wandel der Dinge konnte sich das Costüm nicht entziehen. Zwar war der Wechsel der Zeit noch nicht bedeutend genug, um neue Formen zu schaffen, aber man sieht den Einfluß überall und unverkennbar (Abb. 278). Es bleibt derselbe Hut, aber er verliert Schwung, Größe und Individualität; er wird kleiner, steifer, grader in seinen Linien, schmaler



277. Puritaner. 1649. (Nach einem Kupferstich.)



278. Eleganter Herr von 1650. Französisch.

in der Krämpe (Abb. 280). In England wird die Kleidung schlicht und farblos. Das schwarze Wamms, der simple weiße Kragen verachten alles Beiwerk von Spizen, Bändern und Rosetten. Der lange Degen hängt im einfachen Lederbandelier; Schuhe und Strümpfe lösen die Stiefel ab, welche nur Dragonern und Cavalieristen bleiben. Das Haar wird schlicht, kurz und glatt getragen. So bildet sich das Quätercostüm, das alsbald nach Amerika hinübergehen sollte, dort für sich weiter zu leben.

Nicht so auffallend wie im religiös und politisch revolutionirten, im

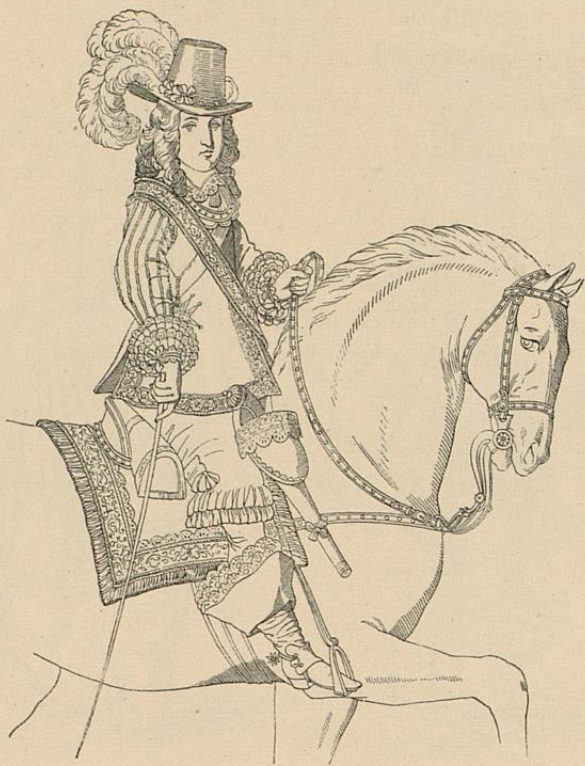
republikanisch gewordenen England waren die Veränderungen in Deutschland (Abb. 279). Es ist mehr der Charakterzug, der sich ändert, als die Dinge selber. Noch bei dem Friedensfeste genau in der Mitte des Jahrhunderts tragen Generale und Diplomaten, und mit ihnen die ganze vornehme Welt Leinenspißen und Goldspitzen überall, wo sie sonst getragen



279. Herr und Dame von 1650. (Nach einem Gemälde im germanischen Museum.)

worden. Der Hut ist gefiedert und das Haar eher länger und wilder geworden. Und doch wird ein geübtes Auge leicht das Costüm der vierziger Jahre von denen der dreißiger unterscheiden können. Es kommt ein Zug der Versteifung, der Ernüchterung über dasselbe. Die Stiefel verkleinern ihre Stulpen und legen sich mit den Röhren enger an; Beinkleid und Wamms werden glatter, faltenloser; der Kragen wird schlichter, und schon bemerkt man die neue Veränderung, wonach er, durch Locken und Perrücke von den Schultern verdrängt, sich in zwei viereckige Blätter unter dem Kinn verwandelt.

Es war nicht anders in Frankreich (Abb. 280), so lange Mazarin die Regierung in Händen hatte. Zwar hatten seine Luxusgesetze höchstens Wirkung für den Moment, aber es konnte doch bis an seinen Tod die französische Modenschöpfung nicht zur Entfaltung kommen. Darnach aber stand ihr kein Hinderniß mehr im Wege. Was längst zur Erscheinung ge-



280. König Ludwig XIV. im Jahre 1649. (Nach einem Stich von Jaac.)

drängt hatte, das kam nun zur vollen Blüthe und kaum Jahrzehnte, nur wenige Jahre vergingen, und Frankreich herrschte im Reiche der Mode, im Reiche des Geistes und der Cultur über das ganze gebildete Europa.

Viele Momente kamen diesem Laufe der Dinge zu Hilfe und begründeten, durchaus nicht mit Unrecht, Frankreichs Ruhm und Frankreichs Herrschaft. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte Frankreich an der Ausbildung seiner Sprache, an der Schöpfung einer nationalen Literatur gearbeitet. Es redete und schrieb nunmehr eine gebildete Sprache;

es hatte classische Dichter wie Corneille, dem ein Racine folgte, während ein Molière nahe bevorstand. Gleichzeitig hatte sich unter dem Borgange der Marquise Rambouillet, die den vornehmen, feinen und geistreichen Salon schuf, das Gesellschaftsleben, der Umgangston in den edelsten Formen und Manieren ausgebildet, Formen, die freilich bald in den gelehrten und preceiösen Damen der bürgerlichen Kreise ihr Zerrbild neben sich führen sollten. Aber das Zerrbild konnte das ächte Bild wohl trüben, doch nicht zerstören.

Was hatte, von dem republikanischen, von Predigern und predigenden Soldaten beherrschten England abgesehen, was hatte z. B. Deutschland dem an die Seite zu stellen? Noth und Glend, verwilderte Sitten des Krieges und die rohen und wüsten dramatischen Schöpfungen eines Myrer und Gryphius, denen der Schwulst, der Bombast, die gänzlich ungenießbaren Dichtungen der Schlesier, eines Lohenstein und Hoffmannswaldau folgten! War es da ein Wunder, daß noch während des Krieges diejenigen Geister in Deutschland, welche noch das Bedürfniß der Bildung empfanden, ihre Blicke nach Frankreich richteten und in Paris die Bildung und Nahrung des Geistes, die Anmuth der Sitten suchten, die sie in der Heimat nicht finden konnten oder schmerzlich vermißten? Politische Gründe kamen hinzu, welche die protestantischen Fürsten Deutschlands zu Frankreich hinlenkten und die Söhne des Adels nach Paris hinzogen. So bildete sich eine stete Verbindung und ein steter Strom der Reisenden, dem Paris das Ziel der Sehnsucht war. Französische Sprache und Literatur, französische Sitten und Formen kamen somit schon früher nach Deutschland und den anderen Ländern Europas, bevor Ludwig XIV. die Zügel der Regierung in die eigene Hand genommen hatte.

Alles war für ihn und Frankreichs Herrschaft vorbereitet. Vieles war entfaltet, anderes bedurfte nur des Anstoßes, um in Blüthe zu treten. Ludwig XIV. (Abb. 280) gab diesen Anstoß, er gab ihn mit der Elasticität der Jugend, mit dem Ehrgeize und dem Stolge eines mächtigen Königs. Große Bauten wurden beschloffen und begonnen; Feste folgten auf Feste und erregten die Leidenschaft für Pracht und Luxus; glückliche Kriege brachten Frankreich Ruhm und setzten die ganze Nation in Schwung. Fremde Luxusgegenstände wurden zwar verboten, aber dafür sorgten Colbert und sein König, daß sie alsbald in Frankreich selber gleich vortrefflich, wenn

nicht besser geschaffen wurden. Eine neue Industrie erblühte, wie ihr eine neue Literatur vorausgegangen war.

So geschah es damals in der That, daß Frankreich unter Ludwig XIV. an der Spitze der Civilisation einherschritt und die anderen Nationen seinen Wegen folgten und seine Nachahmer wurden. Eine andere Frage ist es freilich, ob diese Wege die rechten waren, ob die Cultur Frankreichs, seine Sitte, die es der Welt aufdrängte, die wahre und natürliche, ob seine Kunst, sein Geschmaç ächt und gut, ob endlich das Costüm, die französische Mode, die gebietend aus diesem Wechsel der Dinge, aus diesem Aufschwunge Frankreichs hervorging, der Vernunft und der Schönheit entsprachen. Das wird das nächste Kapitel lehren.

4. Kapitel.

Das Costüm im Zeitalter der Staatsperrücke. 1650—1750.

Ludwig XIV., ehr- und ruhmbegierig, von ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmännern umringt, war wohl der Mann dazu, seiner Nation Enthusiasmus zu geben und Frankreich zum ersten und leitenden Lande Europas zu machen.

Aber dieser König, dem die Zeitgenossen den Beinamen des Großen gegeben haben, war ein Kind seiner Zeit (Abb. 281) und diese Zeit, welche sich immer weiter von dem edlen Stil und dem ächten Geschmacl der Renaissance entfernte, strebte dem Barocken, der Entartung entgegen. Schwere, Willkür, Ueberladung waren die Eigenschaften ihrer Kunst, Unnatur diejenige ihres Geschmacl; die hohle Phrase, der Schwulst, leere Wortfülle, geschraubte Säge herrschten im Stil, crasse Effecthascherei auf der Bühne, wie in der Literatur. Obwohl nun das bei weitem maßvoller in Frankreich war als z. B. in Deutschland, welches der lange Krieg verwildert hatte, so ist es auch dort unverkennbar, wenn man die Zeit Ludwigs XIII. mit der Blüthezeit Ludwigs XIV. vergleicht. Man ging in allen Zweigen der Cultur dem Pathos entgegen und setzte sich mit Stolz die gewaltige Perrücke, das Symbol der Eitelkeit und Aufgeblasenheit, auf das selbstzufriedene Haupt. Kein Zweig der Kunst, der Sitte, der Literatur, der

nicht seine Perrücke trug: der Garten trug sie und der Palast, die Cere-
monie der Höfe und der Verkehr im Bürgerhause, die Gelehrsamkeit und
die Dichtkunst, die verschnörkelte Handschrift und der von Phrasen umwölkte
Gedanke.



281. König Ludwig XIV. und Gemahlin. Um 1660. (Nach Carmesin.)

So konnte auch das Costüm, welches von Ludwig XIV. und Frank-
reich geschaffen wurde, den gleichen Eigenschaften nicht entgehen. Großartig
in der Anlage, wurde es grotesk, barock in der Erscheinung; aus erneuertem
Schwunge, aus der Befreiung von unnöthiger Beschränkung und verfehlten
Gesezen hervorgegangen, verfiel es wiederum der Versteifung; auf Prunk
und Pracht ausgehend, verstand es doch nicht von den Mitteln des Luxus

einen edlen Gebrauch zu machen. Es war effectvoll, glänzend, prunkend, aber nicht in freier, schöner, kunstgemäßer Weise.

Im Anfang überwiegt in seinem Charakter das Freie, Malerische, das Offene und Phantastische (Abb. 281, 282). Es sind die Feste und die Siege, der Schwung und der Ruhm, die Eitelkeit und die Prunkliebe,



282. Dandy vom Jahre 1670. (Nach Wittelli.)

die es zu pompöser, aber auch schon bizarrer Gestaltung bringen. Es ist, als ob der Geist des dreißigjährigen Krieges noch einmal wieder auflebt, aber in neuen oder veränderten Gestalten.

Der Hut — es ist zunächst nur vom Manne die Rede — 'verliert wieder die steife Form und den scheibenförmigen Rand, welche er gegen die Zeit des Friedensschlusses angenommen hatte. Mit niedrigem Kopf und breiterer Krämpe gewinnt er wieder schwungvolle Linien und umgibt sich rings mit reichem, dichtem Gefieder. Das offene Wamms zieht seine

Ärmel bis zum Ellbogen zurück und verkürzt sich von der Taille aufwärts, während sich das Bein Kleid hinabsenkt, sodaß keine Verbindung mehr statt findet. Feiner, lustiger, faltiger Hemdstoff erfüllt den breiten Zwischenraum, wie er die verlassenen Unterarme deckt, doch konnte er nicht verhindern, daß das Bein Kleid einen höchst verfänglichen Anblick gewährte, und die

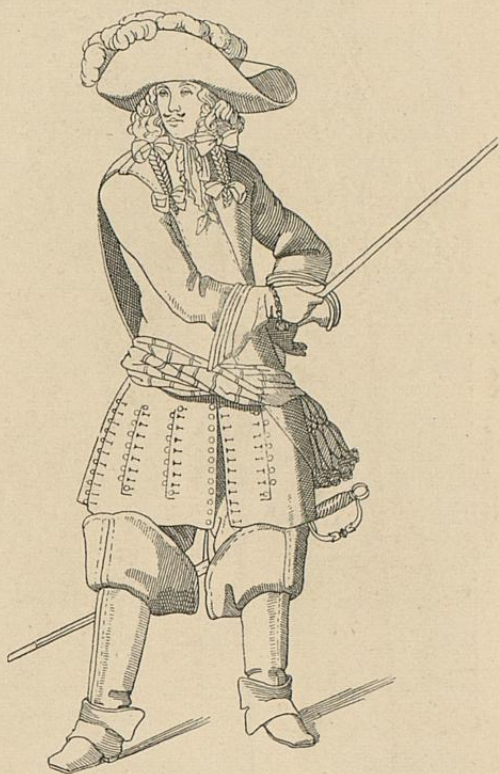


283. Vornehme Tracht von 1662 und 1663 mit der „Rheingräfin“ – zwei Hofpagen und der Herzog von Orleans.

Straßenjugend von Paris dem eleganten Herren nachrief: Monsieur, vous perdez vos chausses. (Abb. 281, 282, 283.)

Aber nicht genug. Diese Beinbekleidung erweiterte sich zu gleicher Zeit gegen die Kniee herab in einem solchen Maße, daß sie völlig einem kurzen Unterrocke glich. Man nannte sie daher auch in England petticoat-breeches. In Frankreich führte sie den Namen rhingrave, die Rheingräfin, von einem Rheingrafen Salm, wie es heißt, welcher längere Zeit als holländischer Gesandte in Paris lebte. Trotz ihrer Seltsamkeit machte sie einen wahren Siegeszug durch die ganze modische Welt Europas.

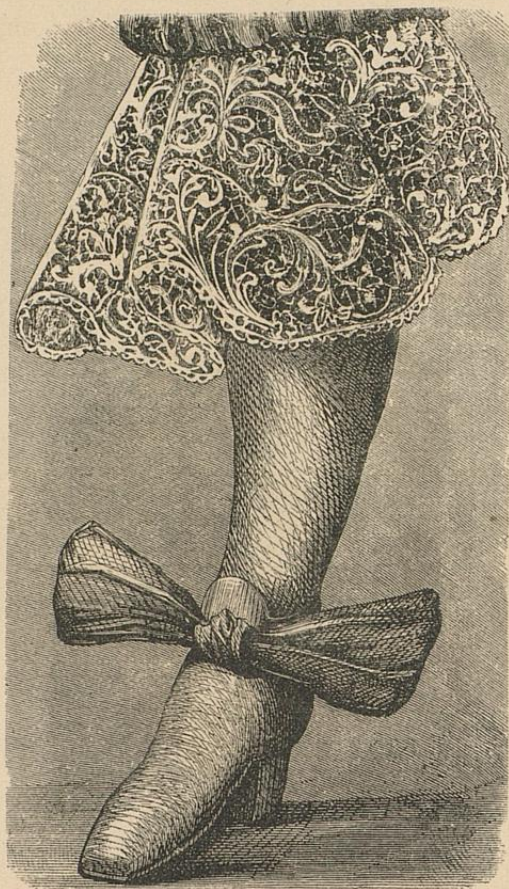
Der Stiefel vertrug sich wohl schlecht mit ihr, aber er wurde getragen, so lange Ludwig XIV. noch selbst zu Felde zog, in steifer, aber ziemlich stattlicher Gestalt, die Stulpen, in denen sich Taschen befanden, über das Knie heraufgezogen (Abb. 284). Bei Hofe und in Civil hatten ihm Schuh und Strumpf (Abb. 283, 285 u. a.) wieder den Rang abgelaufen,



284. Gendarmen-Offizier Ludwigs XIV., 1675, 1676. (Stiefel.) (Nach Lepautre.)

der farbige Zwickelstrumpf und der hohe Schuh mit rothen Absätzen und steif absteigender Spitzenschleife im Fußgelenk. Spitzen gab es noch überall wie früher, und der übrige leichte Schmuck von Schnüren, Borten, Schleifen und Bändern verbreitete sich über das ganze Costüm. Die Spitzen hatten die Stulpen der Stiefel verlassen, sich aber an Strumpf und Knie angeklammert. Am Kragen hatten sie eine neue Gestalt angenommen. Verdrängt von der Perrücke, welche Schultern und Rücken bedeckte, konnten sie nur noch unter dem Rinne zur Erscheinung kommen. Der Kragen ver-

wandelte sich daher in ein leichtes shawlartiges Tuch, dessen platt auf der Brust liegende Enden mit Spizen umzogen wurden (Abb. 281, 287, 289). Diese Spitzenenden löseten sich dann und sind in dieser losgelöseten Gestalt, als Beffchen, den Abbés (Abb. 304) und der protestantischen Geistlichkeit



285. Weinbeffeileidung mit Spizen, 1660. Von einem Portrait Ludwigs XIV. (Nus Palliser.)

selbst bis in das neunzehnte Jahrhundert, und wohl heute noch geblieben. Die vornehme Welt aber behielt jenes weiße leichte Spizentüchlein, und wie es dem ganzen Costüm geziemte, schlang sie es lose und locker mit einem Knoten um den Hals und ließ die Spitzenenden herabfallen (Abb. 286, 298). Diese Form führt den Namen Steenkerke (Steinquerque) von der berühmten Schlacht dieses Namens, wo die französischen Prinzen

und Offiziere ihr Spizentüchlein zum ersten Male in dieser Weise umlegten. Die Steenterke wurde ganz allgemeine und lang andauernde Mode, selbst über dem Brustpanzer, wie denn Spizen überhaupt dem Offizier so unentbehrlich waren, daß einmal die Franzosen, im langen Feldzug etwas abgerissen, mit den Niederländern einen Waffenstillstand schlossen, um jenseits der feindlichen Armee in den brabantischen Städten sich mit neuen Spizen versehen zu können. So geht wenigstens die Sage.



286. Der Grand Dauphin in Perrücke und Steenterke. Um 1690. (Aus Palliser.)

Dieses lustige, lockre Costüm dauerte bis 1670 oder etwas darüber hinaus, so lange der König selbst noch einen gewissen Schwung hatte, und Feste und Siege einander folgten. Da derselbe aber Ludwig der Große und Ludwig der Glorreiche geworden, erfüllten Stolz und Hoffahrt, Eitelkeit und Selbstvergötterung seine Seele. Seine Göttlichkeit wurde unnahbar; er zog sich zurück und setzte die Schranke eines steifen und strengen Ceremoniells zwischen sich und die Welt. Und dieses gespreizte, ceremonielle Wesen ging nun von Versailles zu allen Höfen und von den Höfen in das bürgerliche Leben. Ludwig selber wurde auch bigott dazu, als er in die Hände der

Maintenon gerieth. So war er denn in der zweiten Hälfte der Regierung eine Größe zwar, voll Pracht und Majestät, aber eine steife, hohle Größe im Geiste der Perrücke (Abb. 299).

Das Costüm fühlte diese Veränderung sofort. Als bald nach dem Jahre 1670 kommt die Versteifung über die lustige Pracht. Schuh und Strumpf herrschen allein. Der Stiefel wird verbannt und bleibt als



287. Hausoffizier Ludwigs XIV. im Justaucorps. Um 1670. (Nach Repantre.)

„Kanone“ den Dragonern und Studenten, die Spitzen werden abgethan bis auf die Steenkerke und das Jabot auf der Brust.

Die größten Veränderungen erleiden Wamms und Beinkleid. Die abenteuerliche und unanständige Erscheinung der „Rheingräfin“ konnte vor der strengen Etiquette nicht bestehen. Wamms und Hose rücken wieder zusammen, das Wamms wird zur Schoßweste, das Beinkleid zur engen Kniehose. Der Proceß geht aber wie unsichtbar vor sich, verhüllt unter einem dritten Kleidungsstück, dem mächtigen Oberrock.

Dieser Rock, der alsbald den Namen Justaucorps erhielt (Abb. 287, 288, 292 u. a.), ist nichts anderes als die alte Schaubе des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Während der Herrschaft der spanischen Moden vor dem Mantel aus der vornehmen Welt zurückgewichen, hatte er sich als Amtstracht, als Sonntagstracht des Bauern forterhalten. Während des großen Krieges hatte der Mantel noch den Vorrang behauptet, aber



288. Französischer Gardist von 1663 (langer und weiter Rock).

schon diese Zeit hatte ihn in die Gesellschaft zurückgeführt. Der Rekrut hatte ihn mitgebracht und der Offizier hatte ihn angenommen. So erscheint er unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege. Aber in welcher Gestalt! Weit, form- und faltenlos glich er einem umgehängten Sack und verleugnete seine niedere Herkunft in keiner Weise.

Trotzdem kam er nach Frankreich, wo ihm die Kriege zu neuem Ansehen verhelfen. Gegen 1670 trug ihn der König selbst und bedeckte mit ihm die ganze lustige, eitle Herrlichkeit seines damaligen Costüms. Aber

zur französischen Tracht geworden, konnte er seine rohe Gestalt nicht länger behalten. So verengte er sich aus der sackartigen Weite, gewann Taille und wurde damit zum „Justaucorps“. Die langen Schöße erhielten vorne breite Taschen, die Ärmel mächtige Umschläge, weshalb man sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Stulpstiefeln manches à bottes nannte; statt der Spitzen zierten ihn goldene Knöpfe und Goldstickerei. Taschen



289. Französischer Garde-lieutenant von 1673 (langer und weiter Rock, Justaucorps).

und Umschläge konnten auch von anderer Farbe sein als der Rock, wie z. B. Ludwig XIV. sie roth auf blauem Sammet trug. So war der Oberrock ein steifes, aber pompöses Prunkstück geworden, vortrefflich passend zur Mongeperrücke, die ihn nun mit mächtigen Flügelschlägen umschwebte.

Die Perrücke hatte zu dieser Zeit, d. i. etwa zwischen 1670 und 1680, ihre volle Höhe erreicht. Sie war der auerlorene Liebling, der Stolz ihrer Zeit. Das selbstgefällige Gesicht leuchtete aus ihrer blonden Fülle hervor wie die Sonne aus dem Morgengewölke; der Männerkopf

glich dem mähenumwallten Haupt des Löwen. So glaubte und sagte man damals.

Die Perrücke war schon dem Mittelalter nicht unbekannt gewesen, aber sie hatte immer nur einen Mangel der Natur zu ersetzen gehabt. Einen Schmuck, eine Zierde, eine Mode aus ihr zu machen, das eigene Haar, auch das schönste und reichste, kahl abzuschneiden, um es völlig durch ein fremdes, durch Frauenhaar, oder gar durch Pferde- und Ziegenhaare zu ersetzen, das war Frankreich und dem siebzehnten Jahrhundert, der Epoche des großen Ludwig vorbehalten.

Die Sache war langsam gekommen. Mit dem Falle des steifen Kragens war das männliche Haar in das Wachsen gekommen und war während des Krieges, wie wir gesehen haben, in Locken auf die Schultern gefallen. Aber die Mode blieb hier nicht stehen. Sie überschritt die Grenzen der Natur; ihrer immer weiter gehenden Forderung konnte das natürliche Haar nicht mehr genügen, und so mußte die Kunst zu Hilfe kommen. Diese Kunst aber wuchs mit ihrer Aufgabe, und sie vermochte Kunstwerke herzustellen, größer und schöner, als die Natur in glücklichster Laune sie dem männlichen Kopfe hätte schenken können. Als dieses Ziel einmal erreicht war, wollte niemand zurückstehen, und so wurde die Perrücke selbst eine Mode, und die Kunst ihrer Fabrikation ein gewinnbringendes Gewerbe. Im Jahre 1655 ernannte Ludwig XIV. auf einmal achtundvierzig Hofperrüquiers; im nächsten Jahre zählte in Paris ihre Kunst bereits zweihundert Mitglieder, eine Zahl, welche noch auf fünfhundert stieg. Das Frauenhaar war es, welches seinen Platz verließ und auf die Köpfe der Männer hinüberwanderte, und so wurde der Handel mit Frauenhaar, dem vor allen die Dorfschönen Opfer zu bringen hatten, wie einst in den Römerzeiten, ein höchst ausgedehntes und einträgliches Geschäft durch alle Länder. Nicht lange, so kostete eine Perrücke schönster Art schon tausend Thaler, eine gewöhnliche kam auf fünfzehn Thaler zu stehen, Perrücken von Pferdehaar und Ziegenhaar waren auch billiger zu haben.

Von Paris schreibt ein Fremder schon 1615: „Auf dem Kopfe tragen die Herren einen anderen falschen, aus Haaren nachgemachten Kopf, den man Perrücke nennt“. Ludwig XIII. selbst folgte in den zwanziger Jahren. Aber damals ist die Perrücke noch keineswegs eine allgemeine Mode, zumal

die geforderte Länge noch mit dem eigenen Haar zu erreichen stand. Auch Ludwig XIV. nahm die Mode nicht sofort an, selbst nicht, nachdem er jene Zahl der Hofperrüquiers geschaffen hatte. Da er sie aber annahm, — nach 1660 —, so war sie auch sofort die allgemeine Lösung der ganzen Welt geworden, soweit dieselbe trachtete mit der Mode zu gehen, wir können nunmehr sagen, mit der Pariser Mode, denn von dem an datirt ihre aus-



290. Perrücke um 1680. Porträt Abrahams de Queſne. (Nach Edelind.)

gesprochene und unbedingte Herrschaft. Um die Mitte des Jahrhunderts trägt der deutsche Mann und Herr noch sein eigenes Haar in üppigster Gestalt. Zwanzig Jahre später ist die ganze vornehme Welt mit der Perrücke bedeckt.

Nur die Geistlichkeit kämpft noch, wie sie denn immer hinter der Mode herschreitet und die alte Mode stets für die ehrwürdige nimmt und die neue bekämpft, bis diese wieder alt geworden. Ja, um die Mitte des Jahrhunderts, als in Paris die Perrücke schon fast alle vornehmen Häupter

bedeckt, führen in der protestantischen Geistlichkeit die Langhaarigen und die Kurzhaarigen noch einen heftigen Kampf, der in Streitschriften, auf Synoden, auf der Kanzel, mit Gutachten der Universitäten ausgefochten wird. Natürlich siegen die Langhaarigen. Dann aber entbrennt derselbe Kampf noch einmal um die Perrücke, und zwar nicht bloß im Protestantismus, sondern auch im Katholicismus, in welchem der Papst zur Entscheidung angerufen wird. Natürlich siegt auch diesmal das Neue, nämlich die Perrücke, aber erst, nachdem sie in der Laienwelt schon ein paar Jahrzehnte außer aller Frage



291. Allongeperrücke. 1699. Würdenträger am Hofe Ludwigs XIV.

stand. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts tragen Pastoren, Priester, Bischöfe, — die stutzerhaften Abbés waren die ersten gewesen — allgemein die Perrücke, selbst vor dem Altare. Eine Klappe auf dem Scheitel, die zurückgeschlagen wurde, vertrat die Tonsur. Doch war dies erst später, und nicht ohne neue Kämpfe, erreicht worden.

Wie nach ihrer Entstehung, so folgt die Perrücke auch nach ihrer Form dem Gebote der Mode. Zwischen 1640 und 1660 gehen Perrücke und Eigenhaar in ganz gleicher Form neben einander her. Der Krieg hat verwilderte Köpfe zurückgelassen, und so ist es, statt der schönen Locken von ehemals, ein wildes, wirres, krauses, formloses Ungethüm, welches bis 1660 und wohl noch darüber hinaus den männlichen Kopf umgiebt. Von

dem an konnte aber das Eigenhaar der Forderung der Mode nach immer größerer Länge nicht mehr folgen. Die Perrücke bleibt allein und wächst zu zwei mächtigen Flügeln an (Abb. 290), welche rechts und links tief herabfallen, gewöhnlich in der Gestalt, daß der eine Flügel nach vorne



292. Jean Bart, der Seeheld.* Kostüm um 1680–1690. (Nach P. Schenk.)

über die Brust sich senkt bis gegen die Gürtelstelle, der andere mehr nach rückwärts geworfen über den Rücken (Abb. 291).

Aber in dieser Form und Größe konnte die Perrücke die bisherige Wildheit um so weniger behalten, als die Etiquette Ludwigs XIV. alles zu steifer Ordnung zwang. So ordnen sich die Flügel aus ihrem Gewirre nach und nach zu schön gereihten Locken. Oben auf der Stirne trennt sie ein tiefer Scheitel, am Spalt, zu dessen Seiten sie bergartig sich empor-

thürmen (Abb. 290, 309). Das ist die vollendetste Gestalt, die Gestalt der Alongeperrücke, das glanzvollste, berühmteste Gebilde der Moden Ludwigs XIV. und seiner Zeit.

Diese Alongeperrücke hatte wahrlich des Haares übergenuß; sie brauchte des Bartes nicht mehr. Gleichzeitig mit ihrer Größe verschwindet derselbe



293. Französische Dame. 1675. (Nach Bonnart.)

völlig aus dem Gesichte, nachdem er sich noch eine Weile in feingestrichener Linie oder in zwei kleinen Büscheln unter der Nase zu behaupten gesucht hatte (Abb. 292 u. a.). Es war umsonst. Das neue Jahrhundert sah nur glatte Männergesichter. —

Solcher großartig pompösen Erscheinung des Mannes gleich zu kommen, war eine schwere Aufgabe für die Frau, aber sie erfüllte dieselbe in ganz selbständiger Weise. In dieser Periode geschah es nicht wie in der vorhergehenden, daß die Frau dem Manne folgte und seine Modestformen zu

den ihren machte. Man könnte eher das Umgekehrte sagen. Sie selber, die Frau, war nicht bloß unabhängig geworden, sie herrschte im Hause, in der Gesellschaft, selbst in der Politik, die von dieser Zeit an, wie bekannt, nicht wenig und nicht selten in den Händen der selber zur Mode gewordenen Maitresse ruhte. Wie mit Haar und Perrücke gewissermaßen die Geschlechter



294. Französische Dame. 1675. (Nach Bonnart.)

verwechselt waren, denn der Mann trug ja an seiner Perrücke das Frauenhaar, nur in üppigerer Fülle, als sie es je offen gewagt hatte — so waren es seit der Zeit der Maintenon vor allen die Frauen, deren Köpfe und Gedanken aus Cabinet und Salon die Welt regierten, oder auch, wie man es nimmt, in Verwirrung brachten (Abb. 293, 294). Man kann auch die kurzen Ärmel der Weste und des Justaucorps bei dem Manne und die Bedeckung des Unterarmes bloß

mit dem weitfaltigen Hemde und duftig leichten Spitzen von Brüsseler Art als eine weibliche Mode betrachten.

Die Frau oder die Dame hatte von der Mode der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts zwei Kleider überkommen (Abb. 293—295), welche sie über einander trug, und zwar so, daß sie das obere, die Robe, vom Gürtel ab aus einander klaffen ließ oder in Falten aufband, um das



295. Elegante Dame um 1690. Mit Robe, Fontange und Mousen.

untere sichtbar zu machen. Der Fall der Kleider war leicht und natürlich, die Ärmel weit, die Taille hoch, Hals und Schultern frei und der Saum der Decolletirung mit herabfallendem Spitzentragen begleitet. Die ganze Erscheinung besaß Fülle, Reichthum und doch Freiheit und Natürlichkeit (Abb. 293, 294).

So ging die Frau in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in die Glanzperiode Ludwigs XIV. hinüber. Aber fast früher noch als der Mann verfiel sie der neu auftretenden Versteifung der Formen. Der

große deutsche Krieg oder der Charakter seiner Zeit hatte sie frei gemacht von Blankheit und Reifrock; die französische Mode und die Etiquette Ludwigs XIV. unterwarf sie aufs neue, zwar noch nicht dem Reifrock, dafür aber um so unerbittlicher der Schnürbrust. Hatte die gleiche Tendenz den sackartigen bäurischen Oberrock zum eleganten Justaucorps umgestaltet, so führte sie bei der Frau zur Verlängerung, sowie zur möglichst engen Einschnürung des Leibes. Die Wespentaille (Abb. 298) war nunmehr Begehr und Stolz der Frau und sie blieb es, bis, wie vordem der Krieg, so abermals eine Umwälzung sie davon befreite. Nicht mehr und nicht minder war nöthig als die französische Revolution, um den weiblichen Körper von seinem Eisen- oder Fischbeinpanzer, dem Corsett, zu befreien.

Das Corsett konnte nicht zur Herrschaft kommen, ohne weitere Veränderungen nach sich zu ziehen. Die Brust wird starr und steif eingesperret und glatt liegt das Kleid darüber, welches vorne in grader Linie steif zu den Füßen herabfällt. Das Blankheit senkt sich mit seiner Spitze möglichst tief, um den Oberleib möglichst lang erscheinen zu lassen. Die Ärmel legen ihre faltige Weite ab und beschränken sich auf den Oberarm oder nur auf ein Stück desselben; Ellbogen und Unterarme sind, gleich wie bei den Männern, mit Linon, dem pauschigen und faltigen, spitzenbesetzten Hemdstoff umgeben, oder später auch frei, nur von dem zarten Gewölfe belgischer oder französischer Spitzen umflattert. Die Decolletirung nimmt zu, anfangs noch von dem herabfallenden Kragen begleitet, dann von der regellosen Brüsseler Spitze, zu welcher um das Jahr 1670 die Steenkerke tritt, jener leicht umgeschlungene Spitzenschawl, den grade so auch die Männer trugen — gewiß, wenn eines, ein Modestück von weiblicher Art (Abb. 298).

Soweit war die Dame der Tendenz der Versteifung gefolgt; es mußte aber auch der Charakter des Pompösen hinzukommen, und diesen brachte sie theils mit dem oberen Kleide, der Robe, theils mit ihrer Haartracht zum Ausdruck. Dies Oberkleid, das im Negligé nicht getragen wurde, war bei der vollen Toilette zu einem großartigen Kleidungsstück herangewachsen. Born offen, schloß es nur im Gürtel; von hier ging es nach oben und unten auseinander, das untere Kleid sichtbar zu machen. Nach unten aber wurden beide Theile weit aus einander genommen, nach rück-

wärts umgeschlagen und zusammengebunden, wo sie nun bei der Fülle, der Schwere und dem Reichthum des Stoffes eine überaus großartige Faltenmasse bildeten, die sich als Schleppe (manteau) ellenlang auf den Boden



296. Französische Damen von Rang; die erste mit Fontange und Robe, um 1690—1700 (nach Sandrart); die zweite in Sommertracht, um 1690 (nach Arnoult).

warf. Den Wurf noch großartiger und bedeutender zu gestalten, wurde er von Bouffanten, von Drahtgestellen unterstützt (Abb. 295, 296).

Denkt man sich nun schwere Seiden- und Sammtstoffe hinzu, die nicht selten groß geblümt und gemustert waren, so vermochte die Dame schon eine pompöse Erscheinung darzustellen, zu welcher die Haartracht, wie sie sich in ihrer Vollendung herausgebildet hatte, eine durchaus passende Ergänzung bot.

Noch um das Jahr 1650 fielen der Frau die Locken frei und voll auf die Schultern herab; keinen Zwang, kein Hinderniß fanden sie. Während darnach aber die falschen männlichen Locken immer länger werden, steigt das eigene Haar der Frauen wieder in die Höhe, ohne durch andere Trachtenformen, wie z. B. den Kragen, dazu gezwungen zu sein. Die Locken verkürzen sich, sammeln sich erst an den Wangen und lassen höchstens eine oder zwei lang herab fallen (Abb. 297); dann verwandeln sie sich



297. Beginnende Fontange. Um 1770.

in krauses Gelock auf dem Haupte und beginnen sich in die Höhe zu richten und aufzuthürmen. In dieser Richtung kommt ihnen nun ein haubenartiges Gebäude zu Hilfe, die berühmte Fontange, eine Coiffüre, deren Erfindung der berühmten Maitresse, Madame de Fontanges, zugeschrieben wird, von welcher sie aber kaum etwas anderes hat als den Namen. Denn wie jede Mode, so war auch sie langsam gekommen und nach und nach zu ihrer Höhe herangewachsen. Mit der aufwärts gehenden Tendenz der Haare waren auch die Schleier, Spitzen und Bänder mit in die Höhe gegangen, mit welchen die Dame bisher schon ihr Lockenhaupt geschmückt

hatte. Diese waren es nun, welche sich mit Hilfe eines Drahtgestelles weiter emporrichteten und terrassenförmig ein lustiges, weißes und buntes Gebäude über dem Kopfe bildeten, das in seiner Höhe während der letzten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts etwa die doppelte Länge des Kopfes erreichte. Die Fontange begann etwa um das Jahr 1670, dem großen Wendepunkt der Moden, und dauerte bis zum Tode Ludwigs XIV.



298. Madame de Lubé mit Eisenkette. (Aus Palliser.)

fast fünfzig Jahre, auch ein Beweis, wie beständig, wie dauernd die Mode zu sein vermag (Abb. 297, 298).

Die Fontange hatte in ihrer aufrechten Stellung eine schräge Richtung nach vorne, und so war die ganze Haltung der Frau, welche in grader Linie stark nach vorne neigte. Die Ursache lag in den hohen mit rothen Abfägen geschmückten Stiefelschuhen, welche die Füße in einen Winkel von vierzig bis fünfundvierzig Grad stellte. Die Frau war daher schon damals zuweilen genöthigt zur Hilfe eines Stodes zu greifen. Lieber und

häufiger führte sie freilich den Faltfächer als Scepter, als Zeichen ihrer Herrschaft.

Von vorne also eine höchst einfache Linie bildend, war die Gestalt der Dame rückwärts durch die Hebung und Senkung der Robe, durch den großfaltigen Wurf des Manteau um so schwungvoller. Wohl steif, unbewegt von der einen Seite, war die Erscheinung doch andrerseits pompös, großartig wie die des Mannes. Kein Wunder, daß die Frau wie dieser stolz darauf war. So wollte man überall auch nichts anderes sehen als sich selber, und so mußten, wenn sie dargestellt wurden, die Götter die Perrücke und die Göttinnen Fontange und Schnürbrust tragen. Sphigeneie trug die Schleppe, wenn sie auf der Bühne erschien, und führte das wehende Spizentuch in der Hand; Paris, der schöne Schäfer vom Ida, trägt Manschetten und die Steenkerke um den Hals, goldgestickten Rock, hohe Schuhe und Zwickelstrümpfe, und Cato, der strenge Cato, „Monsieur Cato“, „Herr Cato“, wie er nun heißt, trägt die Staatsperrücke und den dreieckigen Hut und den zierlichen Degen an der Seite. Wenn aber so selbst Götter und Helden sich der französischen Mode bequemen mußten, um wie leichter unterwarfen sich ihr die gebildeten Völker Europas. Die französischen Moden triumphirten, die Perrücke schwang ihr Lockenpanier über alle civilisirten Häupter. —

Die Welt war mit sich zufrieden. Ludwig der Große (Abb. 299), alt und fromm geworden, liebte die Veränderungen nicht, und so hielt sich dieses Costüm (Abb. 300) fast unverändert nahezu ein halbes Jahrhundert. Die kleinen Launen und Einfälle übten wohl ihr Spiel daran, aber sie waren zu schwach zu irgend einem bedeutsamen Wandel. Mit dem achtzehnten Jahrhundert aber, zumal mit dem Tode Ludwigs XIV. (1715) und der überaus leichtfertigen Wirthschaft des Regenten Philipp von Orleans kam eine neue Zeit auch in der Culturgeschichte. Mit der Frömmerei hatte es ein Ende, und Frivolität trat an die Stelle. Das Schwerfällige und Pompöse der Barockzeit verwandelte sich in die Capricen des Rococo; der Sinn für Prunk und Großartigkeit wich der Schwärmerei für das Kleine und Zierliche, für die Bagatelle. Hatte bis dahin noch Ordnung in der Kunst geherrscht, wenn auch eine steife, gespreizte, pedantische Ordnung, so schlug jetzt alles aus der Art: Ordnung, Symmetrie, Gesetz,

das waren wie verbotene Dinge in dem, was gefallen sollte. Nur die Laune, die Willkür gefielen, freilich mußten sie mit einer gewissen Grazie, mit Zierlichkeit, wenn möglich mit Geist vorgetragen sein. Höchstens gab es noch Etiquette und höfliche, wenn auch affectirte, gezierte Manieren;



299. Ludwig XIV. im Jahre 1698 (Höhezeit des Perrückencostüms). (Nach Masson.)

wenigstens kehrten sie nach der gesellschaftlichen Verwilderung unter dem Regenten an den Hof und in den Salon wieder zurück.

So war die neue Zeit, die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die sich bereits mit einigen bedenklichen Symptomen, wie den Mouchen oder Schönpslästerchen und dem Puder, noch unter Ludwig XIV. angekündigt hatte. Jene besonders, die schwarzen Schönpslästerchen, keine Neue-

zung dieser Epoche, hatten fast ihre Blüthezeit noch vor dem Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts (Abb. 301). Anfangs nur ein Mittel unliebsame Flecken im Gesichte zu verbergen wurden sie eine Zierde, eine Mode, da es schien, als ob ihre Schwärze die Weiße der Haut zu heben vermöge. Es geschieht auch, aber nur für ein Auge, das wie damals starke Con-



300. Vornehme Tracht von 1693. Französisch.

Bürgerliche Tracht von 1710.

traste nöthig hat, nicht für eines, das die Schönheit des Gesichts zugleich in der Reinheit, in der sanften Harmonie, in der Zusammenstimmung der Theile sieht. Wo die schwarzen Mouchen auch angebracht sind, sie bleiben grelle, störende Flecken.

Jene Zeit nun machte aus dem, was nur für das Auge war, zugleich ein Spiel des Geistes. Man verband mit den Mouchen je nach Art und Form, denn man schnitt sie in Gestalt von Mond und Sternen, auch wohl von Thierchen aus, irgend einen Gedanken, irgend eine koket-

tirende Absicht. Setzte man sie mitten auf die Stirne, so sollte sie erhabene Würde andeuten, und man nannte sie *la majestueuse*; heitere Laune verkündete sie auf der Wange an der Stelle, wo das Lächeln eine Falte zieht, Troß bedeutete sie über der Nase, Galanterie mitten auf der Wange, einladenden Liebreiz am Winkel des Mundes. Es war im Grunde ein geistloses Spiel, aber man trieb es Jahrzehnte lang in Frankreich, in Deutschland, überall, wo die allgemeine Mode Geltung hatte.

Bei weitem bedeutungsvoller jedoch war der Puder, dem sich selbst der große Ludwig noch in seinen letzten Jahren bequemen mußte. Der



301. Englische Dame mit Mousen (Schönpflästerchen). 1658.

Puder war nicht grade etwas Neues im achtzehnten Jahrhundert, denn schon am Ende des sechzehnten hatte man in Paris gepudert und zwar farbig, mit violettem Puder die braunen Haare, mit blauem die blonden. Man hört auch ferner ab und zu davon, allein zu einer vollen Mode, zu einer absoluten Nothwendigkeit für alle Köpfe der modischen Welt, männliche wie weibliche, machte den Puder erst das achtzehnte Jahrhundert.

Die erste Ursache lag in der Vorliebe für die blonde Perrücke. Da sie gesucht und im Verhältniß kostbar war, so bemühte man sich die schwarzen Perrücken durch weißen Puder zu dämpfen. Aus diesem Ersatz eines Mangels wurde nun wiederum eine gebieterische Mode, wie es mit der Perrücke selbst geschehen war. Anfangs begegnete der Mann wohl einigem Gespötte, wenn er mit dickem Puder auf seinem Rode erschien und man verglich ihn mit dem Esel, der aus der Mühle kommt. Aber

der Uebelstand verringerte sich mit der kleiner werdenden Perrücke. Seit dem Jahre 1720 etwa sind alle männlichen Köpfe weiß, und bald darnach, oder fast gleichzeitig, da die Fontange gefallen war und einer niedrigen Frisur Platz gemacht hatte, auch die weiblichen.

Der Puder war den Frauen, vielen wenigstens, nicht unwillkommen, denn er ließ keinen Unterschied mehr erscheinen: er machte (mit Beihilfe von Schminken) alle Köpfe gleich, die jungen und die alten, die schönen und die häßlichen. Er machte sie freilich alle greisenhaft, ein Ausdruck, der aber nicht unzeitgemäß war, denn dieses Geschlecht ging in der That dem Greisenalter und der Wiedergeburt durch die französische Revolution entgegen. Da der Puder einmal da war, so fand man auch eine Tugend an ihm. So lautet eine damalige Aeußerung: „Insonderheit aber, wann man die Haarlocken mit wohlriechenden Pulvern überstreuet, so macht des Puders Weiße der Haare Schwärze so anmuthig schön, daß eine Jungfrau in gepuderten Haaren mehr einem Engel als Menschen ist zu gleichen.“ Man hat berechnen wollen, daß man in Preußen allein jährlich etwa neunzig Millionen Pfund Puder verbraucht habe, wozu mehr denn zwei Millionen Scheffel Weizen erforderlich gewesen.

Der Puder hatte eine weitere, recht unangenehme Mode im Gefolge. Damit das Gesicht unter dem weißen Haare seine Jugendlichkeit behaupten könne, mußte sein Roth und Weiß künstlich erhöht werden; die Farbe der Natur, auch wo sie in blühender Schönheit verliehen war, reichte nicht aus. So wurde der übermäßige Gebrauch von weißen und rothen Schminken, und nicht bloß im Gesicht, eine Nothwendigkeit, welcher sich keine Dame, weder das Alter noch die Jugend, entziehen konnte. Vergebens weigerte sich die spanische Infantin Marie Theresie, welche 1745 den Dauphin von Frankreich heirathen sollte. Es gab einen Aufruhr am Hofe zu Paris. Man fand es ganz unmöglich sie in ihrer natürlichen Farbe dem Dauphin zu präsentiren. Sie erhielt daher vom Könige die „Erlaubniß“ Roth aufzulegen. Sie gehorchte dieser Erlaubniß. Selbst die Leichen der königlichen Prinzessinnen wurden mit aufgelegtem Roth zu Grabe getragen. — Und solche Anwendung der Schminke geschah in dem Maßstabe, daß die Damen gewissermaßen eine Maske trugen und anders schienen, als sie waren. In diesem Sinne lief damals das folgende Epigramm in Paris um:

Par les soins que Lise prend
 Et du plâtre et des pommades,
 Les visites qu'elle rend
 Sont autant de mascarades.
 Pour elle, soit bien, soit mal,
 Il est toujours carnaval.
 Au logis et dans la rue
 Nous la voyons tous les jours,
 Et jamais ne l'avons vue. —

Nicht ohne den Einfluß des Puders, der sich nicht gut mit der buntbebanderten Fontange vertrug, war es geschehen, daß etwa gegen das Jahr 1720 alle weiblichen Köpfe, die es mit der Mode hielten, sich zu ihrem eigenen Erstaunen mit niedrigen Coiffuren bedeckt sahen. Die Sache war schnell, aber nicht ganz so plötzlich gekommen. Das Todesjahr Ludwigs XIV., das Jahr 1715, mag auch als Todesjahr der Fontange betrachtet werden; aber schon vorher hatten einzelne Damen versucht die Haube, den Puß wegzulassen und das Haar allein in die Höhe zu frisiren. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Um das Jahr 1720 ist schon die Tendenz, die Haare so kurz, niedrig und gedrängt wie möglich um den Kopf zu sammeln, in vollem Gange. Höchstens, daß ein oder zwei Locken die Freiheit erhalten in den Nacken herabzufallen. Raum schlang man eine bunte Schleife hinein oder legte zum Negligé ein Stückchen duftiger Spitze an.

Diese Puderfrisur von kleinster Gestalt hielt sich volle dreißig Jahre auf allen Damenköpfen des civilisirten Europa. Es war die Zeit, wo die Leidenschaft für das Ländliche herrschte; naturalistische Blumen, gewebt, gestickt, gemalt, überzogen die Kleiderstoffe; Hirtinnen, Schäferinnen mit rosigten Wangen (Abb. 302), bunten Bändern und pauschigen, kurzen Röckchen waren die Lieblinge in Gedichten und Erzählungen, auf der Bühne und in der Kunst. Man wollte auch etwas von ihnen im Leben haben, und so bildete man wenigstens Kopf und Taille nach ihnen, welche letztere bei Schäferinnen und Damen gleicherweise geschnürt und gepanzert war.

Aber mit dieser Kleinheit der Frisur und der Enge der Taille bildete die untere Hälfte der weiblichen Erscheinung den vollständigsten Contrast. Je kleiner der Kopf, je enger die Brust, der Leib erschien, um so mehr

blähte sich der Rock zu nicht dagewesener Weite auf. Die Zeit liebte eben in ihrer Launenhaftigkeit die Contraste, und wenn sie einerseits Liebe zur Natur — es war auch nur eine falsche Liebe — besaß oder zu besitzen schien, so war sie andererseits unnatürlich in allen ihren Aeußerungen. So ersteht denn aufs Neue der Reifrock, der nach seiner kurzen Existenz im

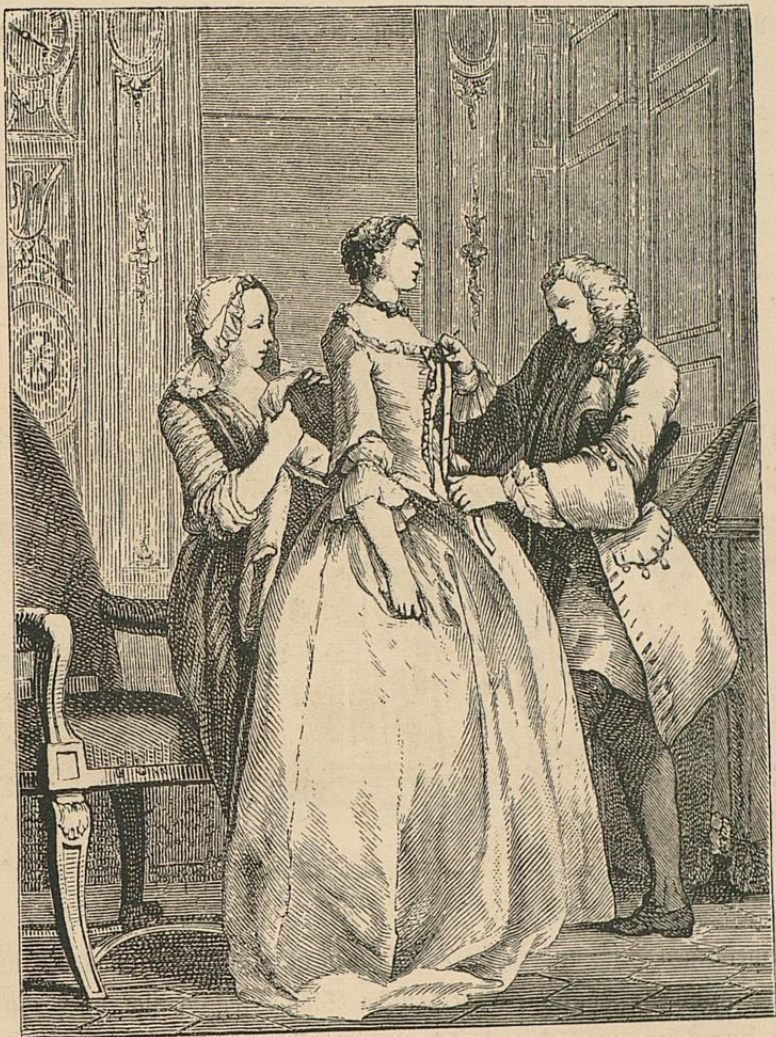


302. Schäfer und Schäferin. Um 1740. (Nach Boussier.)

sechzehnten Jahrhundert ein ganzes Säculum die Welt mit seinem Anblick verschönt hatte. Zwischen 1710 und 1720 ist er auf einmal wieder da (Abb. 303), in rascher Folge alle Stufen erklimmend und an Größe seinen Vorgänger weit überholend (Abb. 304). Anfangs erscheint er in Trichterform, dann in Gestalt einer Kuppel, dann erhebt er sich über den Hüften, daß die Arme wie auf zwei Lehnen sicher auf ihm ruhen können, dann endlich, da mit seiner Rundung die Thüren, auch die Doppelpforten nicht

mehr zu passiren waren, nimmt er ovale Gestalt an, die Breitseite nach vorne, um so wenigstens seitwärts Corridore und Thüren zu nehmen.

Die Welt war entzückt, da sie den Reifrock wieder gewonnen hatte;



303. Der Damenschneider. Costüme um 1720. (Nach Watteau.)

in Schriften — freilich nicht ohne Widerspruch — wird er gepriesen, in Gedichten gefeiert, Pinzel und Grabstichel bemühen sich um seine Darstellung. Von Paris fliegt er zu allen Hauptstädten, an die Residenzen, von den Residenzen in die Provinzen, von den Höfen in das bescheidenste

Bürgerhaus. Selbst die Frau des protestantischen Pastors in einem deutschen Städtchen kleinster Art nimmt um ihres Reifrocks willen zwei Sitze der Kirche für sich allein in Anspruch, worüber sich ein großer Kirchenstreit erhob.

Natürlich mußten sich die Röcke der Weite des Reifrocks bequemen



304. Dame mit Reifrock nebst Abbé, vom J. 1755. (Nach Saint-Aubin.)

und fernerwegen auch andere Veränderungen erleiden. Der Rock des unteren Kleides, nunmehr häufig ein geblümter Stoff, spannt sich über ihn aus, entsagt dem schweren Schmuck und verziert sich höchstens mit leichten Falbellen und Volants. Die Robe, die umgeschlagen als Manteau wie eine Schleppe auf den Boden gefallen war, löset sich wieder auf, da eine Schleppe doch nicht zum Reifrock paßt, und breitet sich nun rings wieder aus über die Weite, doch bleibt sie vorne offen wie in alten Zeiten (Abb. 304). Buntfarbige Volants, zarter, faltiger Stoff, guirlandenartig

aufgenäht, wie man ein Gebäude mit Festons behängt und bekränzt, bilden den hauptsächlichsten Schmuck (Abb. 304, 306).

Jedoch gehörte die Robe in dieser Gestalt nur zur großen oder ceremoniellen Toilette. Die Hausstracht ließ sie weg, und die Promenade und der familiäre Besuch schafften sich ein eigenes Oberkleid, die Contouche (Abb. 305), ein Mittelding zwischen Kleid und Mantel, am Halse anschließend, mit einer schleppenartigen, oben am Nacken beginnenden Falte,



305. Dame mit Contouche und kleiner Frisur. Um 1730.

ohne Taille weit und lustig Leib und Reifrock umwägend. Die Contouche war ein Kleidungsstück, das aus der Volkstracht heraufkam, sich modisch machte, aber immer unschön blieb. Sie hatte weder Form noch Grazie, aber sie stimmte zur Zeit, wenigstens zu der einen Seite, die der Franzose mit dem Worte chiffonné bezeichnet. Die Figuren Watteaus, Figuren der Bühne, wo das chiffonné zu Hause war, geben den besten Begriff davon (Abb. 307).

Der Reifrock machte die Füße sichtbar (Abb. 306), und zum ersten Male geschah es nun, seit langen Zeiten, vielleicht zum ersten Male in

der Costümggeschichte, daß auf die Schönheit des Fußes ein ganz besonderer Werth gelegt wurde. Bis dahin war es stets ein Gebot der Schicklichkeit gewesen ihn nicht sichtbar werden zu lassen. Nun war er da und machte sich geltend. Noch herrschten die Steckelschuhe und wichen auch nicht sofort, aber sie spitzten sich zu, öffneten sich oben und bedeckten den Fuß so wenig



306. Die Tänzerin Mlle. Sallé. Costüm um 1740. (Nach Lancret.)

wie möglich, nur auf den Behen. Statt Schwarz wurde Weiß die Lieblingsfarbe, weiße Seide, weißer Atlas, oftmals zierlich bestickt, bildeten den Stoff, und Sohlen und Absätze von weißem Leder traten an die Stelle der rothen.

Weiß war überhaupt längere Zeit in dieser Periode die Lieblingsfarbe der Damen. Die Colonien unter den Tropen hatten sie in Mode gebracht, und die Boulevards von Paris bedeckten sich mit weißen Frauen-

gestalten. Dann verlangte das Rococo, ganz im Gegensatz gegen die vorausgegangene Periode, welche der starken Farben bedurft hatte, die verblaßten Farben: Bläßblau, Bläßrosa, Bläßlila, Silbergrau waren die Lieblingstöne. Es ist ein schwächerer, eher zärtlicher, als zarter Geschmack,



307. Männliches Costüm um 1730. (Nach Watteau.)

aber es läßt sich nicht leugnen, die Zeit verstand sich auf die Reize dieser Farben. Sie wußte sie bewundernswürdig zu verwenden. —

Die Frau dieser berühmten Epoche des Rococo hatte wenigstens noch ihr Eigenes; sie war eine originelle, wenn auch keineswegs schöne Erscheinung von natürlicher Anmuth. Falsche Geziertheit, Unnatur sprach aus jeder Falte, aus jeder Linie, aus jeder Bewegung. Aber der Mann des Rococo hatte auch nicht einmal die Tugend originell zu sein. Es

blieb alles an ihm, was das Zeitalter Ludwigs XIV. geschaffen hatte, aber alles wurde abgeschwächt, wurde zahmer und nüchterner (Abb. 308). Die Schuhe milderten ihre hohen Absätze, ihr Spitzenschmuck entfiel, und es blieben nur die Schnallen. Die Strümpfe verblaßten in ihrer Farbe; die Kniehose legte auch die letzte Falte ab. Das Bein war damit menuett-



308. Fanzlehrer (Costüm mit ausgepanntem Rock). 1745. (Nach Lebas.)

gerecht. Das Wamms war bereits früher zur Schoßweste geworden; jetzt verlor diese ihre Ärmel und näherte sich langsam der Gestalt, in welcher wir sie heute tragen. Doch hatte sie noch kurze Schöße und entsagte auch noch nicht allem Schmuck von Borten oder zierlicher Blumenstickerei. Auf der Brust war sie geöffnet und machte Raum für das Jabot, den Spitzenbesatz des Hemdes. Die Steenkerke hatte sich in ein Halstuch verwandelt, welches eng, cravattenartig, um den Hals geschlungen wurde. Das Justaucorps, der Oberrock, blieb das eigentliche und überall nothwendige Haupt-

kleidungsstück des Mannes, aber es wurde einfacher, weniger prunkend geschmückt, weniger Stoff verlangend, indem es vorne an beiden Flügeln beschnitten wurde. Die mächtigen Taschen verloren sich, und die großen Umschläge an den Armen wurden kleiner und bescheidener. Noch kamen Hemd und Spitzen aus den kurzen Armen hervor, und wenn im Winter die Herren fror, so nahmen sie gleich den Frauen einen Muff, der bis



309. Der Kanzler d'Aguesseau. (Nach Vivien.) Mongeperrücke um 1710—1720, beim Tode Ludwigs XIV.

gegen die Revolutionszeit hin zu riesiger Größe anwuchs. Eine kurze Zeit spannte man die Flügel des Rockes mit Fischbein aus, absichtlich als wolle der Herr mit dem Reifrock rivalisiren (Abb. 308). Aber es war nur ein sehr schwacher und vergeblicher Versuch dem Justaucorps zu einigem Ansehen zu verhelfen.

Die meisten und bedeutamsten Veränderungen trafen noch den Kopf des Mannes, aber sie alle lagen im Sinne der Verkleinerung, einer süßlich gezierten Abschwächung der einst so pompösen Perrücke. Die Mongeperrücke

(Abb. 309), die berühmte Staatsperrücke, hatte ein halbes Jahrhundert, fast zwei Menschenalter, gedauert, bevor sie sich in die Stutzperrücke umzuändern begann. Vom Tode Ludwigs XIV. angefangen, geschah es langsamen Weges. Die gehobenen Locken auf dem Scheitel senkten sich, der Scheitel wurde breiter (Abb. 310), sodaß endlich die Haare oben auf dem Kopf eine glatte Fläche bildeten. Gleichzeitig verkürzte sich die wallende Lockenmasse; die großen Seitenflügel zogen sich von Brust und Schultern zurück, blieben eine Weile in einigen Rollen über den Ohren stehen und verwandelten sich gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in eine einzige Lockenrolle, welche in



310. Perrücke um 1730 (Jacob Freu von Nürnberg).



311. Perrücke um 1750–1760 (Professor Häberlin von Gelmstädt).

einem kunstvollen Schwunge über Stirne, Schläfen und Ohren lief (Abb. 311). Das war die Bergerette, deren Pflege höchst mühevoll war. Man kann an dieser Geschichte der Perrücken und ihren verschiedenen Stadien sehr genau die Zeit eines Costüms bestimmen.

Zugleich, wie die Seitenflügel sich verkürzten, ging eine höchst bedeutungsvolle Veränderung mit der Perrücke am Hinterhaupte, im Nacken vor. Man hatte an jener Stelle schon längst das Lästige der großen Haarmasse gefühlt, aber die Eitelkeit hatte sie immer geschützt. Hier und da hatte ein Gelehrter versucht die Nackenhaare in einen Knoten zu binden, ein Auskunfts mittel, das von der Mode verworfen wurde. Da nun die große Perrücke sank, konnte auch hier Abhilfe gefunden werden, und sie fand sich in doppelter Weise.

Der Soldat brachte die eine Hilfe. Dieser hatte bisher sein eigenes Haar getragen, und nur der Offizier die Perrücke, die als Ordonnanzstück der Uniform für die Staatskasse zu kostbar gewesen wäre. Aber der Soldat zu Fuß wie zu Pferd war insoweit der Mode gefolgt, daß er sein Haar lang hielt und puderte. Der Unbequemlichkeit im Dienst zu entgehen wurden die langen Haare hinten zusammengefaßt, mit Bändern umwickelt und hingen nun als steifer Schwanz den Rücken hinunter. Damit war der Zopf (Abb. 312), das Symbol der größeren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, erfunden. Vom Soldaten ging der Zopf auf den Offizier



312. Soldat mit Zopf. 18. Jahrhundert, Mitte.

und auf die Perrücke über und vom Militär kam er mit der Zopfperrücke in die bürgerliche Welt.

Schön war er nicht und elegant auch nicht. Die französische Mode und die vornehme Welt verweigerten ihm daher die Aufnahme in die Gesellschaft. Da aber eine gewisse Nothwendigkeit vorlag, so stellten sie ihm ein Seitenstück in dem Haarbeutel (Abb. 313), einem seidenen, gewöhnlich schwarzen Säckchen, das die Nackenhaare in sich barg und noch mit seidenen Bändchen gebunden und verziert war. Schön war der Haarbeutel auch nicht, aber elegant im Geschmack der Zeit. Zopf und Haarbeutel führten nun im achtzehnten Jahrhundert eine Art von Krieg am männlichen Haupte. Der Zopf war deutsch, militärisch, speziell preussisch und mag den König Friedrich

Wilhelm I., wenn nicht als seinen Erfinder, doch als seinen Begründer betrachten. Der Haarbeutel war französisch, modisch, ein Zeichen der guten Gesellschaft. Der eine wie der andere nahm mancherlei Varianten an, sie blieben aber doch im Wesen ihre ganze Lebenszeit hindurch, was sie waren, Popf und Haarbeutel.

Die Veränderungen der Perrücke spürte auch der Hut in entscheidender



313. Perrücke mit Haarbeutel. Herrenmode von 1729. (Nach einem Stich.)

Weise. Schon bei der großen Perrücke war der Hut ein überflüssiges Stück der Tracht geworden. Sie selber hatte hinlänglich Schutz und Bedeckung abgegeben. Der dreiseitige Plamagehut Ludwigs XIV. hatte sich daher bedeutend verkleinert, da er für gewöhnlich nicht mehr auf dem Kopfe, sondern in der Hand getragen wurde. Das war bedeutungsvoll, denn seit dieser Zeit schreibt sich die Sitte her, daß die Herren in der Gesellschaft den Hut ablegen oder in der Hand führen; vordem hatte man ihn beständig auf dem Kopfe behalten, nicht bloß unter Herren, sondern

auch vor den Damen. So lassen es alle Salon- und Gesellschaftsbilder früherer Zeiten erkennen.

Da nun im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Alongeperrücke zur kleinen Stutzperrücke wurde, so hätte man erwarten sollen, daß der Hut wieder zu Ehren gekommen und von seinem alten rechtmäßigen Plage Besitz ergriffen hätte. Allein die gepuderte Bergerette durfte sich in ihrer Schönheit und Künstlichkeit nicht verdrücken lassen und duldete ihn daher noch weniger. In der Hand aber war er lästig geworden. So nahm man ihm eine seiner drei Seiten, klappte ihn zweiseitig zusammen und trug das flache Gebilde unter dem Arm. Auch hier führte der Hut ein überflüssiges Dasein, doch behauptete er sich, bis die französische Revolution kam und ihn sammt Zopf und Perrücke, Puder und Haarbeutel mit der ganzen Herrlichkeit des alten Regime davon jagte.

5. Kapitel.

Das Costüm im Zeitalter der französischen Revolution.

Auch im achtzehnten Jahrhundert, wie ehemals im fünfzehnten, gehen zwei Strömungen der Cultur neben einander, eine alte Zeit, die in langsamem Absterben begriffen ist, und eine neue, die zur Erscheinung, zur Herrschaft drängt. Jene Richtung, die in dem Zeitalter Ludwigs XIV. ihre Blüthe feiert und in der Mongeperrücke ihre Fahne, ihr stolzestes Symbol erblickt, hat sich in das bescheidene Rococo, in den Zopf verwandelt, und auch in diesem scheidet sie dahin an Altersschwäche. Aber die Höfe, die vornehme Welt, das wohl angeesehene Bürgerthum, sie halten alle mit Zähigkeit an der alten Herrlichkeit fest. Sie wollen weder von Perrücke und Puder lassen, noch von Etiquette und Ceremoniell, von künstlichen Manieren, von den Formen und Förmlichkeiten, denen der Geist entwichen ist. Frankreich, das alte Frankreich, mit seiner Sprache und Literatur, mit seinen Sitten und Moden ist noch immer ihr Vorbild in aller Welt.

Aber eben in diesem Frankreich regt sich auch bereits der neue Geist, der am Schluß des Jahrhunderts, alle Fesseln zersprengend, zu gewaltthätigem Durchbruch gelangen sollte. Die Kritik macht sich an alles Herkommen, an Glauben und Sitte, an Staat und Gott, zernagt und untergräbt die Grundpfeiler alles Bestehenden. Natur und Freiheit ist die neue Lösung. Natur und Wahrheit sollen wieder einkehren in das Leben, in das Fühlen

und Denken, in die Kunst, in Poesie und Rede. Eine neue Literatur entsteht von gewaltiger und revolutionärer Art, erst kritisch, auflösend, zersetzend, dann schöpferisch, neue Grundlagen, neue Ideale schaffend. Die ganze geistige Welt Europas geräth in Aufregung.

Jedoch wie die Wirkung dieser neuen Literatur, dieser Bewegung der Geister nachhaltig erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wahrgenommen wird, so auch zeigt sich ihr Einfluß auf das Costüm nicht sofort. Aber wenn der Ruf nach Natur und Wahrheit erschallt, dann sind es sicherlich nicht die Dinge wie Perrücke, Zopf und Puder, welche vor demselben bestehen können. Man fragt nach ihrem Warum, und sie müssen fallen, doch fallen sie erst nach langem Kampfe.

Die ganze erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hindurch herrscht das Costüm der alten Zeit noch ausschließlich, ja diese feiert im Reifrock nur einen neuen Triumph. Was etwa nach dem Geiste der Neuzeit aussieht, die Verkleinerung der Perrücke, die Ablegung überladener Verzierung, das ist doch nur Schwäche und Aussterben, nicht Andeutung neuen Lebens. Selbst die kleine, gedrängte Frisur der Frauen legt mit ihrer dichten Puderslage gleicherweise nur ein Zeugniß für das eingetretene Greisenalter ab. Erst mit dem Jahre 1770 etwa treten im Costüm wirklich neue, umgestaltende Erscheinungen auf den Schauplatz, während gewisse Veränderungen allerdings um ein bis zwei Jahrzehnte früher beginnen.

Diese Veränderungen gehen zuerst und vor allem auf dem Kopfe der Frauen vor sich. Man möchte sie, wenn man ihre Form betrachtet, lediglich als Ausgeburten einer ganz und gar barocken Zeit betrachten; wenn man aber wiederum ihre außerordentliche Willkür, ihre unglaubliche Phantastik bedenkt, so können sie andrerseits bereits für Kinder der neuen Zeit gelten. So mischt sich Altes und Neues in ihnen und macht sie zu Mustererscheinungen jener Jahrzehnte, welche unmittelbar der französischen Revolution vorausgingen.

Nach dem Sturze der Fontange hatten die kleinen, möglichst kleinen Frisuren alle Damenköpfe etwa dreißig Jahre lang bedeckt. Genau um die Mitte des Jahrhunderts, von 1750 an, steigt das Haar von allen Seiten auf dem Haupte in die Höhe (Abb. 314, 315), nicht unähnlich einem Stachelschwein, von welchem die neue Frisur auch den Namen

hérissou erhält. Die Männer versuchten etwas Aehnliches mit der Puderperücke, welche sie über der Stirne in die Höhe streichen, aber nicht mit dem gleichen Erfolge. Sie geben ihren „Zgel“ bald wieder auf und kehren zur Bergerette zurück. Anders die Damen. Sie setzen das begonnene Werk von Jahr zu Jahr in steigendem Maße fort, bis es endlich, zwischen den Jahren 1770 und 1780, ganze Gebäude schafft, welche, man kann nicht



314. Herren- und Damentracht von 1762. Tänzerpaar. (Nach Saint Aubin.)

sagen, den Kopf bedecken, sondern ihn zu ihrem lustigen und schwankenden Fundamente haben (Abb. 317, 318). Damit ist auch der Friseur oder Coiffeur ein Künstler geworden, er hält eine Akademie und nennt sich Akademiker, académicien.

Will man in diesen mächtigen Gebäuden, die den Kopf mit seiner dreifachen oder vierfachen Länge überragen und zwölfmal seinen cubischen Inhalt besitzen — will man in ihnen eine Grundform, ein Grundschema erkennen, so ist es etwa das folgende. Die Haare werden aus einander

geschlichtet und mitten auf das Haupt ein großes Kissen gelegt; um dieses winden sich nun die Haare, thürmen sich empor, werden mit Nadeln, Pomaden, Klebestoffen gefestigt, natürlich gepudert, und erhalten weiteren Schmuck in Spitzen, in Bändern, in den zartesten weißen oder farbigen Stoffen; im Nacken sitzen noch ein paar gerollte Locken und das Ende bildet der Chignon. Auch Hauben stellen sich dazu ein — ein Zeichen, daß die Bewegung eher vom Volke, vom Bürgerthum als von den Höfen



315. Madame Adélaïde, Tochter Ludwigs XV., 1750–1760. Frisur mit Spitzen. (Aus Walliser.)

ausgeht — Hauben von riesigen Angestalten, an ihrer Spitze die berühmten, noch auf unsere Großmütter oder Urgroßmütter übergegangenen Dormeusen (Abb. 316). Aber die Hauben gehören nur dem Alter oder dem Negligé. Die volle Toilette verlangt die hohen, frei gestalteten Coiffüren.

Als diese ihre colossale Gestalt erreicht hatten, kam die Phantastik hinzu. Jeder Tag schuf nun neue Frisuren; jede Dame hatte das Recht, sich ihre eigene zu erfinden oder überließ es dem erfindungsreichen Kopfe ihres „Akademikers“. Und wie Frisuren, so erfand man auch immer neue Namen. Es mußte, so zu sagen, eine Idee dabei sein, die Frisur mußte etwas vorstellen. Man plünderte um Namen und Formen die

Mythologie und durchforschte die Geschichte und verwendete die Ereignisse oder die Berühmtheiten des Tages. In allem fand man Anlaß zu einer neuen Frisur. Die Dame setzte einen Korb, mit natürlichen Blumen gefüllt, auf die hochgethürmten Haare und nannte das à la Flore; legte sie Obst hinein, so hieß die Frisur à la Pomone; breitete sich ein Aehrenfeld auf dem Haupte aus, so war das à la Cérés; saß ein Helm darauf, à la Minerva. Es gab Köpfe, die trugen einen vollen Blumengarten, andere



316. Damenkopf mit Dormeuse. Pariserin im Beginn der Revolution.

schmückten sich mit einem Wald von Lorbeeren und Eichen (à la victoire genannt), andere mit einem Tempel, mit einem Zelte oder mit einem mastenreichen Schiffe mit schwellenden Segeln. Es gab Frisuren à la Hamlet, à la Figaro, caprice de Voltaire, auch considération, inclination, philosophale, und à la Philanthropine. Die Namen sind alle französisch, aber die Erfinderinnen keineswegs; die Damen von Leipzig, Wien und Berlin wetteiferten mit denen von Paris, und hier in Paris war es eine Reihe von Jahren hindurch die junge Königin Marie Antoinette, welche auch in diesen Dingen die Mode leitete.

Diese gewaltigen Coiffüren paßten nicht schlecht zum Reifrock, wenigstens besser als die kleine Frisur, welche mit dem mächtigen Untergebäude die weibliche Gestalt einem breiten Keßel gleich gemacht hatte. Jetzt freilich konnte man von der Frau sagen, daß ihr Kopf nicht mehr das Haupt sei, denn er krönte nicht mehr die Figur, sondern saß schon mehr nach



317. Coiffüre en bandeau d'amour. Um 1780.



318. Coiffüre mit Strohhut. Um 1780.

der Mitte der ganzen Erscheinung (Abb. 319). Aber damals, in den siebziger Jahren, in der Zeit des Uebergangs von der Regierung des fünfzehnten zu der des sechzehnten Ludwig, hatte der Reifrock schon seine große Zeit hinter sich. Er wurde noch getragen in Paris wie überall anderswo, und zwar in voller Größe, aber nur zur großen Toilette, zur ceremoniellen Kleidung (Abb. 320). Im Negligé, wie man damals jede andere Tracht im Gegensatz zur grande parure nannte, in der Tages-

kleidung, bei Promenaden und familiären Besuchen hatte man schon seit der Mitte des Jahrhunderts angefangen ihn zu verkleinern, und wenn er auch noch vorhanden war, so zeigte er doch keine so auffallende Weite mehr.

Er mußte sich auch schon mit neuen Trachtenformen vertragen, die nun seit dem Beginne der Regierung Ludwigs XVI. sich herandrängen. Bis dahin hatte sich auch die gepöste Schnürbrust, das Oberkleid mit



319. Costüm um 1780 mit hohen Frisuren. (Caricaturstich.)

schleppartigem Rückentheile, à la dos flottant, wie es genannt wurde, erhalten, und mit ihnen der lustige Besatz von Volants und Falbels. Nun aber näherte sich mit raschen Schritten die neue Zeit; ernste Ereignisse standen bevor und ließen die Sturmvögel vorausschlagen. Marie Antoinette (Abb. 321) hatte ihre goldene Schwärmzeit hinter sich; sie gefiel sich nun als Schäferin, als Herrin eines Meierhofes. Das Königthum wäre gerne bürgerlich geworden, wie denn der König Ludwig XVI. selber ein guter Schlosser war, aber Madame Etiquette erlaubte es noch nicht. Die Neue-

rungen, die auch im Costüm von revolutionärer Art waren, kamen daher nicht vom französischen Hofe, ja gingen nicht einmal von Frankreich aus. Sie kamen vom Bürgerthum und aus der Fremde, zum Theil von weit her über das Meer. Und wie es in ernster, aufgeregter Zeit zu geschehen pflegt, so sind es wiederum die Männer, welche voran gehen, und das weibliche Costüm nimmt männliche Moden an.

In Paris verschloß man sich die Augen. Man wollte von den Aenderungen noch nichts wissen, als sie außerhalb Frankreich schon viel



320. Kaiser Joseph II. (Herren und Damen der kaiserlichen Familie. Aus einem Stich von Schütz: Schloß Schönbrunn.) 1782.

von sich reden machten. In Paris und Frankreich trugen die Männer das Rocococostüm, die gepuderte Beutelperrücke, den gestickten Rock mit Taschen und Umschlägen, Kniehosen und seidene Zwickelstrümpfe und Schnallenschuhe nach wie vor, und dieses Costüm wurde nunmehr als die spezifisch französische Mode in Anspruch genommen. Man wollte nicht daran ändern, gefiel sich aber, Männer sowie Frauen, in tausend Spielereien und Nebendingen, die doch den Charakter nicht änderten. Man wechselte mit Farben und Zierraten und erfand allerlei kindische Namen dafür. So war Braun eine Zeitlang beliebt in verschiedenen Tönen. Man hatte nicht bloß *couleur de puce*, sondern auch *ventre de puce*, *dos de puce*, und als der Dauphin geboren wurde, kleidete man sich in *Caca-Dauphin*. Die

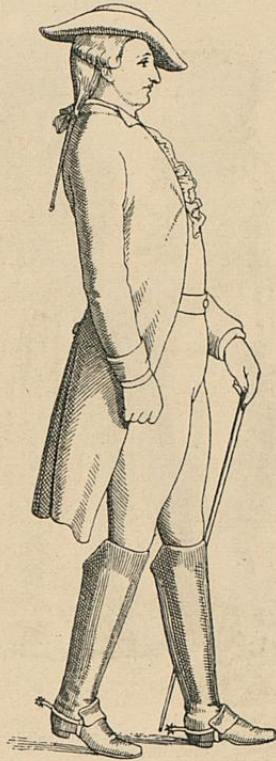
eleganten Herren — und die Damen machten es ihnen nach — trugen zwei Uhren am herabhängenden Bande, an jeder Seite eine. Graf Artois, der spätere König Karl X., war auch damit nicht zufrieden. Es war damals die Mode mit kostbar gearbeiteten Knöpfen zu glänzen, sie unter



321. Königin Marie Antoinette und ihre Kinder. Um 1780–1785. (Nach E. Lebrun.)

anderem auch mit Miniaturbildern zu verzieren; Graf Artois aber nahm statt der Knöpfe Taschenuhren und besetzte Rock und Weste damit. Er wußte aber doch nicht, was die Stunde geschlagen hatte. Man trug auch eine Fülle von Breloques, die man klirrend zusammenschlagen ließ. Zu diesem Zweck hatte man sich eine eigene schwankende Gangart erfunden, die man dandiner (von dandy) nannte. Es gab Lehrmeister, welche in dieser

Gangart unterrichteten, und andere Meister, welche die Weste knöpfen und die Cravatte mit Grazie umlegen lehrten. Dazu kam die Sentimentalität und brachte allerlei hübsche Namen auf. Im Jahre 1778 wurde einmal die Kleidung eines Fräuleins Duthé also beschrieben (die Namen machen sich in deutscher Uebersetzung noch besser): eine Robe von „erstikten



322. Berliner Schöngest von 1783 (mit Kopf). (Nach Chodowiecki.)

Seufzern“, verziert mit „überflüssigem Bedauern“, bestickt mit „vollkommener Aufrichtigkeit“, besetzt mit „indiscreten Klagen“, mit Bändern von „ausgezeichneten Aufmerksamkeiten“; frisiert war sie in „immer gleichen Gefühlen“.

Während man so, ahnungslos des Kommenden, in Paris sich in Spielereien und Tändeleien erging, welche anderswo auch nicht grade unbekannt waren, gab es in Deutschland neben Literaten und Schöngestern, welche sich nach militärischem Schnitt gleich den quiescierten Offizieren aus

dem siebenjährigen Kriege kleideten (Abb. 322), neben dem Bürgerthum, das sich nach der Mode, aber nach der philiströsen Mode kleidete (Abb. 323), — neben ihnen gab es in Deutschland schon Männer, welche den Puder wegließen, den Bopf abschnitten, das Haar in verwilderter Masse trugen und mit offener Brust einhergingen. Es fiel eben die Sturm- und Drangperiode mit der Epoche der Sentimentalität und des gemüthlichen deutschen Philis-



323. Deutsche Trachten, Herr und Dame um 1780–1790 (zweiseitiger Hut à l'Androsmane).
(Nach Kiepenhaufen.)

steriums zusammen. Eben damals erschien Göthe zu Weimar in der „Werthermontur“, anfangs zum nicht geringen Schrecken des Hofes, der die neue Tracht dennoch annahm, wenn auch natürlich nicht als Hoftracht. Diese war nicht so leicht besiegt und verstoßen.

Es ist etwas sehr Eigenthümliches um diese sogenannte Werthertracht (Abb. 324), wie sie entstand, von wo sie kam und durch wen sie in Deutschland eingeführt wurde. Bei Werther wird sie beschrieben als blauer Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, Lederhosen und Stulpenstiefel, dazu der runde Hut. Woher nun das auf einmal? Woher z. B. die Stulpen-

stiefel, welche die Welt ein Jahrhundert lang nicht gesehen hatte? woher der runde Hut, welcher seit den ersten Jahrzehnten der Regierung Ludwigs XIV. aus der Mode verschwunden war? Die Costümgeschichte erfindet nichts, sie knüpft an Vorhandenes an, oder bringt Dinge, die im Dunklen vorhanden waren, in die große Welt. Wir müssen uns also auch hier nach ähnlichen Quellen umsehen.

Der runde breitkrämpige Hut war, wie gesagt, etwa seit 1670 aus



324. Dame und Herr (Werthertracht) um 1780. (Nach Kiepenhausen.)

der Mode verschwunden, aber er hatte Zufluchtsörter gefunden. Er war z. B. nach der Wiederherstellung des englischen Königthums mit Puritanern, Republikanern und Quäkern nach Amerika hinübergegangen und hatte dort, unbehelligt von der Mode, in den Colonien sein Dasein fortgeführt. Da nun in dem amerikanischen Befreiungskriege der Amerikaner selber Mode wurde, erinnerte die Welt sich wieder des runden Hutes, und er wurde damit das Symbol der Liberalen, der Freiheitsfreunde, die ihn auf das noch immer gepuderte, aber doch meist eigene Haar setzten. Aber auch in England hatte er seine Existenz behauptet gehabt, nicht in der Mode, aber bei den Frommen auf dem Lande, bei dem Landsquire, dem

Countrygentleman, dem Fuchsjäger. Und hier finden wir nun auch andere Bestandtheile der Werthermontur, die Stulpenstiefel und die Lederhose. Die einen wie die anderen entstammen der kriegerischen Tracht des dreißigjährigen Krieges und der englischen Revolutionszeit und haben sich in der damaligen Abgeschlossenheit und Eigenthümlichkeit des englischen Landlebens erhalten, freilich nicht ohne Veränderung ihrer Gestalt, wie denn die gelben Stulpen sich von den Röhren- oder Kanonenstiefeln als ein halbselbständiges Stück gelöst hatten. Auch den Frack — welches Wort in dieser Zeit aufkommt — mag man an den gleichen Quellen suchen, wenigstens, was die Einfachheit seiner Erscheinung betrifft. Er ist der zusammengeschnittene Justaucorps, welcher Stikerei und Besatz, Taschen und Umschläge verloren hat. In England wie in Amerika hatte er diese Vereinfachung erfahren, und so konnte er als blauer Frack mit der Werthermontur nach Deutschland und als schwarzer Frack mit den Amerikaschwärmern nach Paris kommen. Aber auch Deutschland hatte seinen Antheil daran. In dieser Zeit der Auflösung giebt es eben überall Ursachen und Motive der Neuerungen. In Deutschland hatte das Militär die Schöze des Uniformrockes erst umgeknöpft, dann zum Frack beschnitten und der militärische Brauch hatte ihm den Kragen und die Revers, die Umschläge, hinzugefügt.

Aber, fragen wir weiter, wie kam die Tracht des englischen Landsquire nach Deutschland, das bis dahin völlig von der französischen Mode beherrscht gewesen? England selbst war eben damals Mode geworden in Deutschland, zwar nicht politisch durch seine Verfassung — so weit war man noch nicht —, aber durch seine neuen Gärten und Fuchsjagden, durch seine romantische Richtung, durch seine Sentimentalitätsromane. Für diese Schwärmer war à l'anglaise die Lösung. Und so waren es die Literaten und die Freunde der Literatur zuerst, welche die spezifisch englische Tracht annahmen, und der größte aller Literaten, Göthe selbst, war es, der sie an den Hof brachte und ihr das Bürgerrecht verschaffte. Von der Literatur aus wurde sie die Kleidung aller derer, die sich von dem bisherigen Zwange der Sitte, des Denkens, der politischen Bevormundung losmachen wollten. So wurde, in der heutigen Sprache zu reden, die Tracht der Sportsmen die Tracht der Liberalen.

Nicht ganz so ging es in Frankreich. In den achtziger Jahren war

in Paris viel von den englischen Moden die Rede. A l'anglaise war eine Art Schlagwort geworden. Der Franzose, auch der liberale und radicale, ließ nicht so leicht von seiner Art. So waren es mehr einzelne Theile des englischen Costüms (Abb. 325), die sich einschoben, und zwar ein Gemisch mit mancherlei anderen, der Fremde entlehnten Neuerungen, sodaß die Tracht derjenigen, welche sich von der französischen Mode frei



325. Herr à l'anglaise mit Ruff, von 1779.
(Nach dem Recueil d'Enault.)



326. Reitcostüm von 1786 mit redingote.
(Nach Watteau fils.)

machten, mehr kosmopolitischen Charakter hatte. Sehr selten sah man die gelben Stulpen, häufiger noch einen kleinen Halbstiefel, der den berühmten gewordenen Husaren entlehnt zu sein scheint. Der Franzose gab Schnallenschuh und Strümpfe nicht so schnell auf. Wie die Stulpen, so kommt bei den petits-maitres, denn das waren die Neuerer, auch die gelbe Lederhose vor, und zwar so eng, daß nicht die kleinste Falte sich zeigen durfte. Der Graf von Artois, der, wie wir schon gesehen haben, zu den Stutzern gehörte, brauchte eben deshalb, um hinein zu kommen, vier Laquaien, die

ihn in die Luft heben, und eben so viele ihm wieder heraus zu helfen. Der Frack und der französische Rock (*habit*) näherten sich einander. Dieser vereinfacht sich und jener erscheint farbig, gestreift und bunt gemustert. Die Weste zum Frack legt die Schöße ab. Statt des Frackes oder über denselben zieht man in Winterzeit auch einen weiten Oberrock von häßlicher Gestalt, das englische *ridingcoat* (Abb. 326); welches sich in das französische *redingote* verwandelt, oder den noch häßlicheren Garriek mit seinem vielfachen, heute noch bei Rutschern üblichen Schultertragen.

Auch der runde Hut fand Köpfe, die ihn duldeten, wie man denn überhaupt mit verkleinerter Perrücke und dem Eigenhaar den Hut wieder auf dem Kopfe statt unter dem Arme zu tragen begann. Aber der runde Hut war es nicht allein. Es kamen auch andere Hutformen, so der vielgetragene Hut *à l'Androsmane*, das Vorbild des berühmten kleinen Napoleoneuhütchens, bei welchem sich zwei Krämpen, die eine vom Nacken, die andere über der Stirne aufwärts um den runden Kopf legten, jedenfalls ein Ueberrest vom Hut des siebzehnten Jahrhunderts und, wie es heißt, zunächst italienischer Herkunft (Abb. 323).

Alle diese Hutformen aber fanden noch, wenn nicht die Puderperrücke, doch die Puderfrisur in voller Geltung. Wer die Perrücke wegließ — und es wurde das nun schon mehr und mehr die Regel — der puderte sein eigenes Haar, daß die Wolken umherflogen und das Zimmer einer Mühle stube gleich.

So macht der Franzose dieser letzten Jahre, welche dem Ausbruch der Revolution vorausgingen, eine ziemlich charakterlose Erscheinung. (S. das Bild zum Titelblatt.) Das Alte wankt, das Neue drängt sich in buntem Gemisch, ohne zur Herrschaft oder zu fester Gestaltung zu kommen. Was aber alle gemeinsam kennzeichnet, das ist das *Sansfaçon* des Costüms. Man haßt die große Toilette, die ceremonielle Kleidung; man trägt nur Negligé und erscheint wohl selbst vor dem Könige mit dem Stock in der Hand. Es gehörte schon zum modernen Ton die Schranken guter Sitte, die Schranken des Herkommens zu überspringen.

Dieses *Sansfaçon* ist fast noch mehr ein Charakterzug der weiblichen Erscheinung. Die Dame ist *Soubrette* geworden. Damals hatte Figaros Hochzeit Furore gemacht, und Herzogin und Bürgerstochter kleideten sich *à la Suzanne*.

Die Dame geht leicht und frei einher, den Stock in der Hand (Abb. 327), und kleidet sich männlich (Abb. 330), als wolle sie gewappnet sein für die kommenden Stürme. Noch frisirt und pudert sie das Haar mit der vollen Kunst wie in dem vorausgegangenen Jahrzehnt; dichte Lockenrollen umgeben den Kopf und hinten im Nacken sitzt der Chignon, aber die lustigen und phan-



327. Französinen, Promenadetracht um 1780.

tafischen Gebilde, die oben auf dem Scheitel schwankten, haben verschiedenen Hutformen, Strohützen namentlich, Platz gemacht, die meist von colossaler Größe Haupt und Schultern überschatten (Abb. 328, 329, 330). Schon erkennt man die Grundform des Damenhutes vom neunzehnten Jahrhundert, den „geschlossenen“ Hut mit hohem Kopf und gebogenem, weit vorspringendem Schirme, ein Ungeheuer, wie es damals und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sich darstellt. Häufiger ist aber die runde Form nach männlicher Art, die kühn und trotzig auf dem Lockenhaupt schwankt (Abb. 331).

Wie der Puder ist auch das Corset noch vorhanden; die Angriffe, welche schon Rousseau dagegen gerichtet und nach ihm viele Aerzte, haben es nicht zu Falle bringen können. Darüber sitzt nunmehr eine Weste (Abb. 330) ganz nach männlicher Art und über der Weste ein weiblicher Frack (Abb. 331), ein Rock mit Revers auf der Brust, engen, langen Ärmeln und zwei Schößen, welche wie von der Schleppe der Robe übriggeblieben erscheinen. Es ist der vielgenannte Caraco. Dabei verkleinert



328. Damenkopf der Revolutionszeit, um 1790.
(Nach Watteau fils.)



329. Damenkopf mit Hut, um 1790.
(Nach Watteau fils.)

sich der Reifrock mehr und mehr und erreicht kaum noch den Ausbruch der Revolution. An seine Stelle aber sind andere Anschwellungen getreten, vorne wie rückwärts, welche wiederum die natürlichen Contouren der weiblichen Gestalt in unnatürliche verwandeln. Der allgemeine und tiefe Ausschnitt des Kleides, wie er im ganzen achtzehnten Jahrhundert üblich war, hatte schon bald nach der Mitte ein Brusttuch, das Fichu, nothwendig gemacht, welches um Schultern und Brust geschlungen wurde (Abb. 328, 331). Nun wurde aber dieses Brusttuch zu einem bemerkenswerthen Kleidungsstücke; man hob es durch ein untergelegtes Drahtgestell in so außer-

ordentlicher Weise, daß man um das Jahr 1785 in England Damen sah, welche kaum noch über dasselbe hinwegsehen konnten. Die Franzöfinnen trugen es bei dem Beginn der Revolution kaum minder hoch wie angeschwollen unter dem Rinn. Man berichtet auch, man habe es mit Ressorts und Springfedern versehen, mit deren Hilfe man die Bewegung der Brust,



330. Französische Dame à l'anglaise von 1787.
(Nach dem Cabinet des modes.)



331. Dame in Garco von 1788.
(Nach dem Cabinet des modes.)

das Athmen, die Seufzer, die Erregung nachgemacht habe. Das Fichu in dieser Gestalt ist jedenfalls eine höchst auffallende Erscheinung in der Costümgeschichte.

So gingen nun Franzosen und Franzöfinnen in die Begebenheiten der Revolution hinüber: das Costüm bot bereits viel Neues dar, aber dieses Neue so fragmentarisch oder in buntem Gemisch, daß man nicht sehen konnte, zu welcher festen Gestaltung es führen würde. Bei dem

Beginn der Revolution, der Eröffnung der Nationalversammlung erlebten die Neuerungen bereits einen großen Triumph; der dritte Stand, derjenige, dem die Zukunft gehörte, erschien in schwarzem Frack und rundem Hut, aber noch mit Puder, mit Schuh und Strumpf. Es war wenigstens eine Vorbedeutung, aber der Sieg von Frack und Cylinder sollte nicht so leicht werden. Die Revolution selbst machte Schwierigkeiten.

Anfangs gingen die Dinge nicht schneller als die Revolution selber. Die Köpfe waren zu sehr mit der Politik beschäftigt, um den Moden besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Man fühlt das Sansfaçon wachsen, der Reifrock verschwindet gänzlich, und der Puder folgt ihm nach. Man findet es unrecht, unnatürlich, daß soviel Weizenstoff, der zur Nahrung des Volkes dienen könne und solle, auf den Köpfen zu Grunde gehe. Auch ein Standpunkt der Betrachtung, an den man früher nicht gedacht hatte! Nach einigen Jahren, mit der Erklärung der Republik, ist auch der Puder verschwunden: der Republikaner trägt sein eigenes Haar in eigener Farbe. Der Zopf und seine Bandschleife waren schon vorausgegangen. Manche, die den Zopf abgeschnitten, hatten ihn noch an den Frackfragen angehängt, um nicht von ihm lassen zu müssen. Aber die Revolution, die mit Gott und König, mit Geistlichkeit und Adel fertig geworden, machte auch ihm ein Ende. Wie Puder, Zopf und Perrücken verschwinden, wandern gleich den Aristokraten auch die Perrückenmacher, Friseure und Putzmacherinnen aus und suchen eine neue Heimath zumeist in London.

So schien für das Frackcostüm alles auf bestem Wege (Abb. 332). Aber nun kam die Revolution selber mit ihren Ausgeburten. Je mehr die Vorstädte und ihre Volksmassen triumphirten, je mehr brachten sie ihre Kleidung, ihre ungekämmte Erscheinung in die Oeffentlichkeit, selbst in die Mode hinein. Sie brachten das verwilderte, lange Haar (*en oreilles de chien*) und die rothe phrygische Mütze, welche als Zeichen der Freiheit den Galeerenflaven, dem Bagno, entlehnt wurde; sie brachten den langen, unbeschnittenen Rock, und das lange Beinkleid, die Pantalons, die man anfangs *matelots* nannte, weil sie zunächst der Tracht der Matrosen entnommen waren. Blau und Roth waren ihre Farben; blaue Röcke mit rothen Vorten, Aufschlägen und Revers bildeten die revolutionäre Tracht. Selbst die Frauen trugen blaue Caracos mit breitunggeschlagenen rothen

Revers und einen verwegenen Hut dazu mit blauweißrother Cocarde — Revolutionäre im Unterrock (Abb. 333).

Dieses Costüm herrschte in der Commune und den ihr folgenden Massen. Man nannte seine Träger die Sansculottes und das ganze Wesen derselben Sansculottismus. Culotte ist die Kniehose des alten Regime und die eingefleischten Feinde desselben trugen die Pantalons, daher Sans-



332. Eleganter Patriot der französischen Revolution, von 1790. (Nach dem Cabinet des modes.)

culottes genannt. Die Nationalversammlung wollte aber nichts vom Sansculottismus wissen, auch im Costüm nicht. Ihre Mitglieder hielten noch auf ein anständiges Aeußere, und Robespierre selber machte stets die sorgfältigste Toilette.

Dennoch ging von hier ein Versuch aus, der Republik und den Republikanern ein neues, ein republikanisches Kleid zu schaffen, und was anderes konnte das sein als die antike Gewandung, die Tracht der Griechen? David, der große Maler, erhielt den Auftrag einen Entwurf zu machen,

der dann in den Clubs discutirt wurde. Davids Entwurf war ein höchst seltsames Gemisch von Romantik und Antike mit ungarischen Stiefeln dazu. Doch nicht das war die Ursache, warum der Versuch zu nichts kam. Es ist überhaupt ein vergebliches Beginnen aus Tendenz und Phantasie einer Nation ein neues Kleid geben zu wollen. Eine Nation läßt sich nicht kleiden; sie kleidet sich selbst und läßt sich dies Recht nicht nehmen.



333. Damen der Revolution von 1790. (Blaurothweißes Costüm.)

So fielen denn Absicht und Entwurf zu gleicher Zeit. Die wirklich erfolgenden Veränderungen gehen von dem Vorhandenen aus. Die Tracht der Commune, des Sansculottismus, der Rock, das lange Beinkleid und dazu der runde Hut waren es, welche triumphirten, auch nachdem die Guillotine still stand, die Schreckenszeit beendet war, und die Pariser unter dem Directorium sich wieder Festen und Vergnügungen hingaben. Freilich geschah es nicht, ohne noch die wunderbaren Gestalten der Incroyables

(Abb. 334, 335) mit ihrem weiblichen Seitenstück, den Merveilleuxen (Abb. 336), im Jahre 1796 hervorgebracht zu haben.

Trotz aller politischen Aufregung, trotz aller Schrecken hatte das Pariser Stutzerthum fort und fort jeder neuen Erscheinung sich bemächtigt und sie in das Colossale, Mißgestaltete oder Lächerliche übertrieben. So hatten die



334. Pariser Incroyables vom Jahre 1796. (Nach Chataignier.)

petits-maitres alle diese Jahre hindurch gar sonderbare Figuren geschaffen, keine aber sonderbarer, als die des Jahres 1796. Sie wollten eben auffallen, sie wollten lächerlich erscheinen, denn nur das Lächerliche, nur die Caricatur gefiel. So trugen sie das Haar verwildert, lang, ungekämmt, en oreilles de chien über die Ohren herabhängend, dazu einen runden Hut mit breiter Krümpe von möglichster Ungehalt. Große Ringe hingen wie bei den Negerclaven in den Ohren. Am Hals und Kinn lag eine Binde, dick und gewaltig, gleich einer dreifachen Serviette. Die gestreifte,

kurze Weste, der faltenreiche Rock, hatten breite Revers über die Schultern hinaus. Auch das Bein Kleid mußte weit und faltig sein, die Falten schraubenförmig herumgezogen, so quer wie möglich; dazu bunte Strümpfe und halbhohe schlottrige Stiefel und ein dicker Knotenstock in der Hand. Doch wurden auch Schuhe und ein gewaltiger Klapphut nicht verschmäht.



335. Incroyable von 1796. (Nach Carlse Bernet.)

In der That, diese Herren erscheinen noch heute, wenn man die Bilder sieht, „unglaublich“ (Abb. 335).

Nicht minder verdienen ihre Nebenerscheinungen, die Frauen, den Namen der „Wunderbaren“. Die Merveilleuxen sind ebenso eine Ausgeburt, eine Caricatur des herrschenden weiblichen Costüms, aber dieses selber hat eine völlig andere Physiognomie angenommen als das männliche Costüm. Vor wenigen Jahren gingen noch Mann und Frau wie in Eins zusammen, die Frau erschien wie ein Mann im Unterrock; im Jahr 1796 sind beide in

ihrer Erscheinung wieder ganz aus einander gegangen. Die Merveilleuse trägt nur ein einziges Kleid und nichts darunter, was die Natur einzwängen oder ihr zu Hilfe kommen könnte, ein Kleid, wie eine antike Tunica ohne Ärmel, aber mit einer Taille hoch unter der Brust, von da in Falten frei herabfallend und allenfalls mit der Hand emporgehoben, um die Zwickel-



336. Pariser Merveilleusen von 1796. (Costume à la Grecque.)

strümpfe und die flachen, niederen Schuhe sichtbar zu machen. Das Haar allein gleicht in seiner wilden Frisur dem des Mannes, und darauf sitzt ein Hut mit kleinem Kopf und riesenhaft vorspringendem Schirmdach. Lange Handschuhe decken die Arme bis zu den Schultern, von denen ein schmaler Shawl hinausflattert (Abb. 336).

Woher diese Erscheinung, die so absolut das Gegentheil von dem bildet, was noch zehn Jahre früher die Mode war? Hier ist alles gefallen, was den Stolz und Charakter der alten Tracht bildete, Puder und Frisur,

Bouffanten und Culs, Fichus, Corset und Reifrock; selbst das Hemd ist mitgegangen. Die Frau, so zu sagen, ist allein übrig geblieben.

Was David und die Republikaner vergebens versucht hatten, das Costüm zu republikanisiren, zu antikisiren, das scheint in der Zeit des Directoriums bei den tonangebenden Damen zu Paris auf einmal gelungen. Bälle und Feste waren wieder an der Tagesordnung; wer die Schreckenszeit



337. Junges Mädchen bei den Festen der französischen Revolution. (Nach Duplessis-Vertaux.)

überstanden hatte und durch die Revolution emporgekommen war, wollte nun auch genießen; Seide, Schmuck, Diamanten werden wieder getragen. Da, als alle Charakterstücke der alten Tracht gefallen und die Frau gleichsam auf nichts reducirt worden, kommt auf einmal die griechische Kleidung, die Statuenkleidung, wie man sagte, in Mode, allerdings nicht ohne ihr Vorbild in den nach antiker Art weiß gekleideten Mädchen und Frauen gehabt zu haben, welche bei den zahlreichen Festen der Republik eine so wichtige Rolle gespielt hatten (Abb. 337).

A la Grecque wird also die Mode des Directoriums und noch des Consulats. Die großen Damen kleiden sich in die hellfarbige, seidene, ärmellose, hochgegürtete Tunica, über welche oben ein kleiner Umschlag nach griechischer Art herüberfällt. Das ist das Kleid à l'Athénienne (Abb. 338). Ein langer, schmaler Shawl, der Peplos, schlingt sich locker um die Schultern und legt sich über den nackten oder von langem Handschuh bedeckten Arm. Fleischfarbene Tricots, sichtbar durch die aufgehobene Tunique ersetzen die Zwischelstrümpfe (Abb. 336). Sandalen, mit kreuzweis gebundenen Bändern, die sich auch wohl das Bein hinaufziehen, sind an die Stelle der hohen Steckelschuhe getreten. Der Kopf ist antik frisirt, nach griechischer Art oder nach dem Muster der Büsten römischer Kaiserinnen. Alles ist glänzend, hellfarbig, weiß, rosa, gelb und himmelblau. Je vornehmer eine Dame war, je griechischer, je nackter kleidete sie sich. Die erste Modedame, Madame Tallien, die Freundin von Barras, dem leitenden Haupt des Directoriums, erschien auf einem Balle mit hochgeschürzter Tunique ohne Tricots, die bloßen Füße auf Sandalen ruhend, Ringe an jeder Zehe, an jedem Finger, mit Armringen bis zur Schulter hinauf.

Schon dieses Costüm streifte an die Carricatur und war wunderbar genug, um den Merveilleuxen nicht fern zu stehen. Es hatte aber noch eine andere Carricatur neben sich, das Costüm à la sauvage, das sich von dem griechischen nur durch seine Verwilderung, und durch das zerzaufete, wirre Haar unterschied. Es war Methode im Wahnsinn, und doch erschien es auf den Bällen des Directoriums.

Im Gegensatz war es grade das Haar, welches den gräcisirten Damen allein Schwierigkeit machte. Die Frisuren der Römerinnen waren nicht leicht und kosteten Zeit und Mühe, und die Französinen machten es wie diese, sie setzten sich Perrücken auf. So waren diese künstlichen Haargebäude, die endlich den Männerkopf verlassen hatten, noch eine Weile wieder seßhaft auf den Frauenköpfen, und der Perruquier erhielt wieder Arbeit. Es war nicht wenig, denn die Dame begnügte sich nicht mit einer einzigen Perrücke. Für gewöhnlich wählte sie eine solche, welche den Gegensatz zu ihrer Farbe bildete, eine Brünette trug die blonde Perrücke, die Blondine eine schwarze, sodaß Haar und Augenbrauen und Gesichtsfarbe immer im Contrast standen. Aber die Dame wechselte auch mit der Farbe je nach Tageszeit und Toilette;

des Morgens trug sie etwa eine blonde Perrücke, Abends eine schwarze, und wenn sie Nachmittags zur Promenade fuhr, wieder eine andere. So mußte sie einen Vorrath haben, und es heißt, daß eine Dame, um zum Wechsel hinlänglich versehen zu sein, dreißig Perrücken besitzen mußte. Als damals eine junge Dame, die Waise eines Patrioten, welche die Republik adoptirt hatte, von Staatswegen zu ihrer Heirat ausgestattet wurde, erhielt sie als Theil ihres Troussseau zwölf Perrücken, was man vom Vater Staat einigermaßen schmutzig fand. —

So hatten die Moden unter dem Directorium wieder goldene Tage; sie erblühten wieder üppig, aber auch bizarr. Unverkennbar übte der Taumel der Revolution noch seine Nachwirkung, aber es nahte auch das Ende. Wie die Revolution ihren Bändiger in Bonaparte fand, der wenigstens Frankreich in Ordnung brachte, so kehrten auch Zucht und Ordnung in das aus Rand und Banden gekommene Costüm wieder zurück. Aber die Errungenschaften blieben. Das Costüm des Consulats und des Kaiserreichs knüpft nicht an das des alten Regime, an das Costüm des Rococo wieder an, so gerne Napoleon die Herrlichkeit des alten Hofes wieder zurückgebracht hätte. Die Incroyables und die Merveilleuxen sind es, deren Costüm in das neue Frankreich und das neue Jahrhundert hinübergeht, das Costüm, wie es die Revolution geschaffen hatte. Freilich geschah es nicht mit all den geschilderten Auswüchsen und Bizarrerien; diese wurden abgethan, aber das Wesentliche, die Grundform, blieb.

Der Franzose von 1799 ist ganz und gar der verfeinerte, manierlich gewordene Incroyable. Ohrringe, Hundsohren, der Knotenstock, das Weite, Schlottrige an Rock und Beinkleid ist abgethan, sonst ist alles geblieben, nur alles gemäßigt. Er trägt Rock und Stiefel, den runden Hut, schlichtes Haar oder den viel beliebten Tituskopf, der nun zur allgemeinen Mode wurde. Es war das Einzige, was der Mann von den antiken Moden angenommen hatte. Und wie er nun sein eigenes Haar wieder hat, und das in mäßiger Länge, so stellt sich auch der Bart wieder ein, aber in einer ganz neuen Form, wie er bisher in der Costümgeschichte noch nicht dagewesen, nämlich als Favorit an beiden Backen neben dem Ohre. So trat der Mann in das Kaiserreich ein. Hatte er große Toilette zu machen, so legte er den schlichten, ungestickten Frack an, der sich vom Rock nur durch

die beschnittenen Schöße unterschied. Stickerei hatte nur die neue Uniform. Wir sehen, der Mann des neunzehnten Jahrhunderts ist in allen wesentlichen Theilen fertig.

So auch die Frau (Abb. 338). Sie hat von der griechischen Dame des Directoriums und der Merveilleuxen das einfache, zum Theil



338. Pariserin von 1801 und Engländerin von 1803 (Costume à la Grecque). (Aus dem Journal des Dames.)

ärmellose Kleid mit hoher Taille ohne Corset und Bouffanten; schlicht in sehr gemäßigter Weise fällt es herab. Das doppelte Kleid, das alle Jahrhunderte her seit dem frühesten Mittelalter getragen, ist damit, wie für immer, gefallen. Ein lockerer Shawl oder shawlartiger Mantel ersetzt es beim Ausgehen. Der Fuß ruht in niedrigen, offenen, fast sandalartigen Schuhen ohne Erhöhungen. Die Haare sind maßvoll, mit antikisirenden Motiven, nach oben frisiert, nicht in herabfallenden Locken. Schön war dieses Costüm durchaus nicht, auch wenn Spitzen, Stickereien, Blumen oder

was immer für Aufputz hinzukamen. Aber es war in der That die Grundform, von welcher die Moden des neunzehnten Jahrhunderts ihren Ausgang genommen haben.

Aber wie verhielt sich denn, so müssen wir nunmehr fragen, wie verhielt sich denn das übrige Europa gegenüber diesem Modewandel in Paris, gegenüber den Ausgeburten der Revolution? Die ganze vornehme, gebildete, modische Welt war gewohnt auf Frankreich und Paris zu sehen, und nun kamen von dort lauter Dinge in politischen Lehren, in Manieren, in Moden, welche, um mich eines treffenden englischen Wortes zu bedienen, für sie alle shocking waren. Natürlich stukten sie anfangs. Dann blieben sogar während des Terrorismus die Pariser Moden aus, und die französischen Modejournale verschwanden. Aber das dauerte nur eine kurze Weile. Unter dem Directorium begann die Modeschöpfung lustig von Neuem. Die Costüme der „Unglaublichen“ und der „Wunderbaren“, der Damen à la Grecque und à la sauvage kamen über den Canal und über den Rhein und fanden alsbald hier Freunde und Freundinnen, selbst in der vornehmsten Gesellschaft.

Mit den Herren in England ging es leicht. Sie selber waren es ja gewesen, welche als Sportsmen den Anstoß zu der neuen männlichen Tracht gegeben hatten. Sie brauchten sich nur der Auswüchse der Incroyables zu enthalten, und sie sahen nicht viel anders aus wie die französischen Herren des Directoriums oder der nachfolgenden Jahre. Man mag ihnen auch die Erfindung des Favoritbarts zuschreiben, an welchem der Engländer ja einzig festgehalten hat, bis zum Krimkriege, also bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus. Doch gab es auch Seltsamkeiten, wie z. B. der Sportsman die kurze Jacke des Jockey, den Spencer (vermuthlich war Lord Spencer der erste) über seinen langen Frack anzog.

Mit den Damen war der Wandel der Kleidung bedeutender, und doch ging die Sache sehr leicht. Wenn die zahlreichen Portraits von Reynolds und Gainsborough nicht täuschen, was sicherlich nicht der Fall ist, so hatten die englischen Damen schon vor der Revolution die Neigung sich des Reifrockcostüms zu entledigen und sich leicht und frei zu kleiden. Sie gingen mit dieser Neigung in die Revolutionsjahre hinüber. 1793 schafften die Königin und ihre Damen den Puder ab, und als die Moden

à la Grecque kamen, fanden sie in England bereitwillige Aufnahme. Aber die Engländerin hat in ihrem Kopf mehr romantische als griechische Passionen. Sie trug daher ihre Tunique und ihren Chiton=Schawl ganz anders als die Französin; diese konnte die Herkunft aus dem revolutionären Geiste, aus dem Chaos nicht verleugnen, die Engländerin blieb auch in dieser Tracht eine Dame der Welt voll Anstand und Würde (Abb. 338). Sie hatte bei aller Freiheit mehr Maß, aber auch mehr Grazie, mehr Gefälligkeit. In der griechischen Französin steckte noch immer etwas von einer Wilden, wie sie die Taumeljahre geschaffen hatten.

Aber die Engländerin that ein Anderes. Zu jener Zeit hatte die Romantik in England schon die Vorliebe für das Mittelalter heraufgeführt. Man haute und decorirte gothisch, wie entsetzlich auch immer. Man fügte daher auch den Moden allerlei Dinge hinzu, die man für mittelalterlich, für ritterlich hielt, so Federschmuck im Haar, dann den gezackten Spigentragen und kleine geschligte Schulterpuffen, Motive, welche in Wahrheit der elisabethinischen Zeit angehörten, aber man nahm es damit nicht so genau und verstand es auch nicht besser. Diese Zuthaten, die auch wohl auf den Continent herüber kamen, gaben den englischen Damen, obwohl sie sonst den Moden des Kaiserreichs folgten, doch ein eigenthümliches Gepräge. —

In Deutschland (Abb. 339 und 340) konnte man sich dessen nicht rühmen. Die Einen folgten blind der neuen Mode bis zu den Bizarrerien der Incroyables und der Merveilleuxen, die Anderen, die Alten, bekämpften sie aufs äußerste als das Costüm des verabscheuten Jacobinismus. Der Kurfürst von Hessen ließ die Sträflinge in die extravaganteste Tracht der Incroyables kleiden, ließ sie damit die Straße kehren, im Theater und an allen öffentlichen Plätzen erscheinen, um die neuen Moden verächtlich zu machen. Den meisten Angriffen war der runde Hut — das ist eben unser heutiger schwarzer Cylinder — ausgesetzt, und zwar aus politischen wie ästhetischen Gründen. Was die letzteren betrifft, so konnte er sich allenfalls noch mit dem dreieckigen messen. Man rief den Staat gegen ihn zu Hilfe, brauchte Gewalt und suchte ihn lächerlich und verächtlich zu machen. So schrieb man im Jahr 1797: „Offenbar ist der runde Hut dem behilflich, der den Blicken anderer entschlüpfen will; ein Mann von sehr feinem Gefühl wird daher schon sich dadurch zweideutig zu machen fürchten. Dieser Hut

ist dadurch der Verworfenheit und Schande ein Schlupfwinkel, und da er zudem die Gesichts- und Körperform entstellt, so darf er nicht allein gelten". Man duldete ihn also schon neben dem dreieckigen (Abb. 339 und 340), aber man mußte bald sehen, wie er sich verbreitete und seinen Gegner aus der gewöhnlichen Tracht gänzlich verdrängte. Es ging schneller damit, als



339. Deutsche Tracht von 1801. (Nach H. W. Rüssner.)

es in unserem Menschenalter dem kleinen runden Filzhut in ganz dem gleichen Kampfe mit eben diesem Cylinder ergangen ist.

Wie der runde Hut also vordrang, waren Puder, Puderfrisur und Popf längst gefallen; der Mann trug sein eigenes Haar in eigener Farbe, kurz geschnitten und aufgerichtet; die Köpfe waren „titusficirt“. Mit dem runden Hut sah man auch überall das lange Beinkleid und die Stiefel sich ausbreiten: Schuhe und Strümpfe blieben den Alten, welche nicht mehr mit der Mode gehen wollten, oder zogen sich auf die Höfe zurück. Schon

1797 war König Friedrich Wilhelm II. im Bade zu Pyrmont mit Pantalons erschienen.

Begieriger noch auf die revolutionären Moden hatten sich die Frauen gezeigt. Nicht sobald herrscht das Costüm à la Grecque am Hofe des Directoriums, als man auch schon in Deutschland von der griechischen



340. Herren- und Damenmoden vom Jahr 1807. (Journal für Fabrik . . . und Moden.)

Chemise und der Tunica spricht. Die Schnürbrust fällt (Abb. 339, 340). Schon 1796, also in dem Jahre der Merveilleusen, verwundern sich die Herren, daß die deutschen Frauen keine Taille mehr haben. Wozu sie nöthig sei, wird ihnen geantwortet. Zum griechischen Costüm kam dann die Nacktheit. „Bei manchen unserer Schönen,“ schreibt man 1797 aus Frankfurt, „ist die Nuditätenmode so weit gediehen, daß sie von oben herab einer schönen Wilden fast ganz gleichen und nunmehr nach Einführung der

langen, fleischfarbenen Pantalons und nach Abschaffung der Hemden ihnen schlechterdings nichts mehr fehlt als das elegante Tigerfell oder der leichte Federschurz um die Lenden, um das Costüm à la sauvage mitten in Deutschland, wo ja das Klima dieser Tracht so günstig ist, zu vollenden." Noch 1802 heißt es wiederum in einem Briefe vom 15. December:



341. Herr und Dame, Kosttracht vom Jahr 1810. (Journal für Fabrik . . . und Moden.)

„Erwarten Sie keine Pelz- und Wintermoden von mir. Unsere Damen sind wenigstens auf dem einen Punkt der Kälte alle unverwundbar, alle in die Griechheit wie Achilles in den Styx getaucht.“ Mit dem griechischen Costüm waren denn auch die antiken Frisuren gekommen; die deutschen Frauenköpfe wurden gräcisirt, romanisirt, titusficirt, und die hohen Hauben und Hüte waren verschwunden, aber nur für eine kurze Weile. Ihre Zeit sollte erst kommen.

Die Reaction konnte nicht ausbleiben. Man war zu ausgelassen gewesen, man hatte zu sehr das Maß des Anstandes überschritten, um nicht mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes den Rückschlag erfahren zu müssen. Die Reaction pflegt an das Alte wieder anzuknüpfen, begierig ihr Ideal von ehemals wieder zur Herrschaft zurückzuführen. So nahm in der That



242. Berliner modische Herren vom Jahr 1812. (Journal des Luxus und der Moden.)

die ornamentale Kunst der Restaurationsperiode die ornamentalen Formen des Rococo wieder auf. Aber nicht so in der Mode. Napoleon versuchte es vergebens an seinem Kaiserhofe (Abb. 341) die Moden der Königszeit wieder ins Leben zu rufen. Was von ihnen übrig geblieben war, das wurde Uniform, aber nicht Mode. Die Mode hielt fest an dem, was die Revolution geschaffen oder gebracht hatte, sie hielt fest an Frack und Rock, an Pantalons und rundem Hut, an breiter Halsbinde und kurzer Weste

(Abb. 342), und ebenso weiblicherseits an der Tunica mit hoher Taille, an den flachen Schuhen, an den gedrängten Frisuren, welche sie nur wiederum mit Hüten und Hauben, jenen Errungenschaften der ersten Revolutionsjahre, zu bedecken begann (Abb. 340). Aber die Reaction versteifte wieder alles, dämpfte den Uebermuth, nahm wenigstens den Männern



343. Moden vom Jahr 1813. Junge Dame in schottischem Stoff und junge Pariserin.
(Journal des Luxus und der Moden.)

allen Schmuck hinweg. Lange, enge Pantalons, Stiefel oder Schuhe, denen die Reaction wieder zu einiger Ehre verhalf, ein langer, schlichter Rock oder gleicher Frack mit hohem Kragen, alles ohne Falte, ein steifer, schwarzer Hut mit kurzem Rande, das Kinn tief in die Binde gesteckt — so ging der Modeherr aus dieser Reaction hervor, so erschien er am Ende der großen französischen Kriege. Ihm zur Seite steht die Dame mit hochgegürteter Tunica, welche eng und faltenlos sie umgiebt, so eng, daß sie kaum

schreiten kann, und so kurz, daß die Füße mit ausgeschnittenen flachen Schuhen völlig sichtbar sind (Abb. 343). Beide zeigen, was die Reaction aus den durch und durch unschönen, aber doch freien Moden der Revolution hat machen können: Erscheinungen, nicht minder unschön, ja vielleicht häßlicher, unmalerischer, als sie jemals die Costümgeschichte gekannt hat. Und von diesen Gestalten, von diesen Mißgestalten nehmen die Moden des neunzehnten Jahrhunderts ihren Ausgang.

6. Kapitel.

Die Kriegstracht der neueren Zeit.

Wenn man die Geschichte der ritterlichen Rüstung, welche wir im zweiten Kapitel des fünften Buches bis zu ihrer höchsten Ausbildung am Schluß des Mittelalters dargestellt haben, weiter verfolgt durch das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert, so möchte man dazu Bürgers Vers aus der Lenore zum Motto gebrauchen:

„Des Reiters Koller Stück für Stück
Fiel ab wie mürber Zunder.“

Stück für Stück von der stolzen, festgefügtten Rüstung fällt ab, eines nach dem anderen, bis schließlich nichts übrig bleibt als Erinnerungen, als verkümmerte Reste, wie die Epauletten, deren Ursprung und Bedeutung vergessen worden.

Die maximilianische Rüstung, technisch die Vollendung der ganzen Entwicklung, hatte schon mit den neuen Gegnern zu rechnen gehabt, theils in Festigkeit, theils in Beweglichkeit. Vergebens. Der Gegner waren zu viele und zu mächtige. Feuergewehr, Taktik, geschlossener und geordneter Massenkampf, die Beweglichkeit des Fußvolks, Strategie, das alles trat zugleich gegen den Ritter auf, der seine Bedeutung nur im Einzelkampf gehabt hatte. In dem neuen Kriegswesen verlor der Adel das Kriegs-

privileg, der Ritter wurde zum Reiter, der in Compagnien focht, und in die Compagnien konnte bald jeglicher eintreten, der zum Reitermann fähig war. Der Berufssoldat trat an die Stelle des Adels, und der Adlige selbst mußte Soldat von Beruf werden und sich in Glied und Disciplin einfügen, wollte er ferner noch am Kriege theilnehmen und Ehren und Ruhm erlangen.

Wie nun die Entscheidung von dem Einzelnen auf den geordneten Massenkampf, auf die Taktik der gleichen Glieder, der Compagnien und Regimenter überging, so stellte sich ein Anderes ein, was das Mittelalter nur ausnahmsweise oder erst spät gekannt hatte, die gleiche Ausrüstung, die Uniform. Sie galt für den Reiter wie für das Fußvolk, setzt aber auch in gewisser Weise schon stehende Regimenter voraus, nicht rasch geworbene und nach dem Feldzuge wieder auseinander laufende Haufen. Durchaus eine Eigenthümlichkeit für die Armeen der Neuzeit, ist die Uniform doch formell nichts Neues, denn sie lehnte sich nach Ursprung und Fortbildung in allen Formen an die vorhandene Tracht, an die Mode an, auf welche sie zuweilen auch wieder zurückwirkt.

Dies gilt für den Reiter und die Reiterregimenter einstweilen freilich



344. Der Lancier um 1535. (Nach Meyrid.)

insofern nur negativ, als erst die Rüstung ganz oder zum größten Theil beseitigt sein mußte, denn der Reiter, d. h. der besoldete, in Compagnien und Regimenten eingetheilte Reiter, begann im sechzehnten Jahrhundert mit der vollen Rüstung des Ritters. Bis er sie völlig abgelegt hatte, bis er zum leichten Reiter geworden war, dauerte es fast zwei Jahrhunderte. Er



345. Deutscher Kürassier von 1640. (Nach Meyrid.)

kam dahin auf Uebergangsstufen, durch verschiedene Waffengattungen, welche eine aus der anderen hervorstiegen, aber auch neben einander blieben.

Der erste Berufscavallerist, welcher aus dem Ritter hervorging, war der Lancierer (Abb. 344, vgl. Abb. 268). Er war anfangs wie jener vollgeharnischt, Mann wie Pferd, und führte die lange ritterliche Lanze, aber er kämpfte in Reih und Glied und hatte als Mann der neuen Zeit

schon Pistolen im Halfter und an seiner Seite den langen Stoßdegen, den Stecher. So ging er noch in die Zeit des dreißigjährigen Krieges hinüber.

Aber schon vorher gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war aus ihm eine andere Reitergattung herausgewachsen, der Kürassier oder Kürassier (Abb. 345), der den Kürass trug wie jener mit Ausnahme der Bein-



346. Arkebuser zu Pferde vom Jahr 1621. (Nach Suttner.)

schiemen und statt der Lanze nur allein mit Degen und Pistolen bewaffnet war und auf einem ungepanzerten Pferde saß. Statt des Helmes schützte er den Kopf mit der Sturmhaube. So blieb er ziemlich den ganzen dreißigjährigen Krieg hindurch, vertauschte aber dann den Brustpanzer mit dem Büffelfoller.

Damals waren ihm wieder andere Reitergattungen bereits zur Seite

getreten, unter denen die Arkebusiere oder Carabiner und die Dragoner die wesentlichsten waren, in Frankreich auch die Chevauxlegers, welche gewissermaßen den Schluß der Entwicklung bilden. Der Arkebusier, der Schütze zu Pferde, war schon ein rechtes Kind der neuen Zeit (Abb. 346). Er nahm die Feuerwaffe, die Büchse, mit aufs Pferd, und da er wohl



347. Butzerischer Dragoner von 1634.
(Aus der Ermordung der Wallensteinischen Offiziere. Theatrum Europaeum.)

wußte, daß vor seiner Kugel kein Panzer fest genug sei, brauchte er ihn auch selber nicht. Er war daher schon ein leichter Reiter trotz der schweren Feuerwaffe. Als die Büchse, der Bequemlichkeit wegen, sich zum Carabiner verkleinerte, erhielt er selber diesen Namen, erst Carabiner, dann Carabinier.

Das sind alles ächte Reiter. Eine Mischlingsgattung aber ist der Dragoner zwischen Reiter und Infanterist. Er war der Fußsoldat aufs Pferd gesetzt und sollte beiderlei Dienst gerecht sein, je nach Bedarf und

Gelegenheit. War es der Pikener, der mit ihm zu Pferde stieg, so führte er die lange, spitze Pike; war es der Musketier, so nahm er die Muskete mit aufs Pferd (Abb. 347). Aber das war mehr Versuch. Er mußte sich für Eines entscheiden, und so wurde und blieb der Dragoner ein Reitermann.

Man erkennt schon aus dieser Bildung der Reitergattungen, wie die Veränderung des Aeußeren, der Rüstung, der Bewaffnung vor sich ging. Die älteren Reiter stehen dem vollgerüsteten Ritter näher, die anderen entfernen sich und werden Cavalleristen der Neuzeit. Das geschieht in der Hauptsache durch das stückweise Aufgeben des immer überflüssiger werden- den Panzers, und diese Procedur geschieht merkwürdiger Weise von unten nach oben. Erst fällt die eiserne Bekleidung der Füße, nachdem sich mit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts die langen Schnäbel, gänzlich nach der Mode, in die Form der breiten Schuhe verwandelt gehabt hatten. Der eisernen Fußbekleidung folgen die Schienen der Unterschenkel, welche großen Ledertiefeln Platz machen, dann nach längerer Frist das Geschiebe der Oberschenkel, die Dichlinge, nachdem sie sich von den Knien aufwärts verkürzt hatten. Gleichzeitig befreien sich Hände und Arme bis zu den Schultern herauf. Mit den Hüftplatten fallen auch zugleich die Schulterplatten, und nur Brust- und Rückenpanzer, Ringkragen und Helm sind noch übrig. Von diesen wird der Rückenpanzer zuerst abgelegt, und dann verkürzt und verkleinert sich der Brustpanzer und verschwindet ebenfalls. Im achtzehnten Jahrhundert trägt beide sowie den Helm der General nur — auf seinem Bilde. Der Helm hat sich in die leichtere Sturmhaube verwandelt oder ist ganz und gar dem Filzhute gewichen, dem breitkrämpigen Hut mit wallender Feder. Vom Ringkragen ist ein einziges halbmondförmiges Stück Blech übrig geblieben, das noch lange als Zierde, nicht als Schutz, seinen Platz auf der Brust unter dem Kinn oder Halse behauptet, ja wohl noch bis in die Gegenwart sich herüber gerettet hat. Ebenso erinnern die Epauletten als Ueberrest an die Schulterplatten. Das ist das Ende vom Ende, der verkümmerte Rest all der stolzen eisernen Herrlichkeit des Mittelalters.

So der Reiter. Es ging zunächst mit dem Fußsoldaten nicht anders, soweit er Rüstung trug. Die Entstehung des eigentlichen modernen In-

fanteristen trifft mit der letzten und vollendetsten Ausbildung der Rüstung zusammen. Selbstverständlich, da sein Zweck die Schnelligkeit der Bewegung und die Gewandtheit im Kampfe war, konnte er seinerseits so die Rüstung nicht brauchen. Auch die Fußknechte des Mittelalters hatten von der ritterlichen Rüstung oder vielmehr nach ihrem Muster immer nur einzelne Theile



348. Landsknecht (in Rüstung), Hakenbüchse um 1520. (Nach einem Holzschnitt von H. Welschmann.)

getragen. Sie hatten Kopf, Brust und Rücken und etwa den Bauch zu schützen gesucht. So nun auch der neue Fußsoldat des sechzehnten Jahrhunderts, der deutsche Landsknecht, neben dem Schweizer die erste bedeutende Erscheinung in der Geschichte der modernen Infanterie.

Nicht alle Landsknechte aber trugen Rüstung. Nur die vorzüglichste Classe unter ihnen, die Doppelsöldner, welche im ersten Gliede fochten und im Anfange meist adeliger Herkunft waren, hatten gerüstet bei der Muste-

zung zu erscheinen. Sie trugen einen eisernen Helm, Brust- und Rückenpanzer, Schultertragen von eisernem Ringgeflecht, Bauchreifen und Hüftklappen (Beintaschen), dazu als Angriffswaffe den Spieß (die Pike), die Hellebarde oder das Feueergewehr, die Arkebuse (Abb. 348).

Von dieser Rüstung nun fallen zuerst die Beintaschen, die Bauchreifen,



349. Landsknecht (ohne Rüstung), Hellebardier. Um 1520. (Nach einem Holzschnitt von A. Melbemann.)

dann der Schultertragen, der Rückenpanzer und der Helm. Der Brustpanzer bleibt bis zuletzt und findet sich noch im dreißigjährigen Krieg bei einzelnen Regimentern. Schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war er vielfach durch Ausstopfung von Brust und Bauch und Hüften, insbesondere durch den spanischen Gänsebauch ersetzt worden (Abb. 223, 224). Der Filzhut war an die Stelle des Helmes getreten, ebenso aber

auch an die Stelle des Barett's, wo dieses vom Landsknecht oder seinen Nachfolgern getragen worden.

Denn jene Rüstung, wie gesagt, gehörte von Anfang an nur einem kleinen bevorzugten Theile der Landsknechte; die übrigen führten nur Angriffs- und Wehrwaffen und waren gekleidet nach der „laufenden Mode“, oder vielmehr nach der Mode, welche sie selber geschaffen hatten (Abb. 349; vgl. Abb. 206, 207). Denn, wie das bereits im ersten Kapitel dieses dritten Buches erzählt worden, war es seinerseits dieses Kriegsvolk, welches einen bedeutenden Einfluß auf die Mode ausübte und ihr jene phantastisch-bunte Gestaltung gab, welche die Trachten der Reformationszeit charakterisirt. Durch strenge Kriegsgeetze verpflichtet, aber durch keine Uniform, durch keine Adjustirungsvorschriften gebunden, konnte ein jeder sich nach seinem Belieben kleiden, und er machte von diesem Belieben den ungemeinsten Gebrauch. Wohl rückte hier und da ein Fähnlein aus, das in gleiche Farbe gekleidet war, wie Wilibald Pirtheimer, der Nürnberger Feldhauptmann, dem Kaiser Max zu seinem Schweizerkriege ein solches zuführte, das der Magistrat hatte in Roth kleiden lassen. Aber das war durchaus die Ausnahme. Wer geworben wurde, kam zur Fahne, wie er gerade gekleidet war und erhielt höchstens Gewand auf Vorschuß zur besseren Ausstattung geliefert. Die Fahne war es, welche das Fähnlein zusammenhielt, nicht Uniform oder Abzeichen (Abb. 196, 197; 206, 207).

So macht denn der Fußsoldat des sechzehnten Jahrhunderts, einerlei in welchem Lande der Cultur, den Wechsel der Moden mit; wo er ihr nicht vorangeht, da folgt er. Entstanden zu einer Zeit, da die Enge noch in Mode war, ist er es vor allem, der die Kleidung an Knieen und Ellbogen, auf Schultern und Hüften aufschlitzt, ja wohl gar von dem einen Beine, das er bei gefälltem Spieß vorzustrecken hat, hinwegläßt. Er trägt die flachen, vorne breiten und geschlitzten Schuhe, obwohl sie nichts weniger als tauglich zum Marschiren erscheinen; er trägt das bunte, von Federn überwallte Barett schief und verwegen auf die Calotte aufgesetzt. Niemand wie er treibt ein so willkürliches, abenteuerliches Spiel mit der zerstückelten, „zerhauenen und zerflamnten“ Kleidung. So ist es denn auch der Landsknecht, welcher die gewaltige Pluderhose mit ihren hundert Ellen eingestopften oder herabhängenden Stoffes erfand. Er trug sie, aller Schwierigkeit

ungeachtet, auf dem Marsche wie in der Schlacht, und brachte sie selbst bei der bürgerlichen Welt, selbst an deutschen Höfen in Mode (Abb. 208, 209; 350, 351).

Aber auch nur an deutschen Höfen. Wie die spanische Mode der Pluderhose die prall ausgestopfte Pumphose entgegenstellte, so wurde auch



350. Der Oberst und seine Trabanten, Landsknechtstracht mit Pluderhose vom Jahr 1555. (Nach L. Fronspurger.)

diese letztere in gleich entsprechender Größe und Ungeheuerlichkeit von dem spanischen, französischen und niederländischen Soldaten getragen, und gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Pluderhosen vergingen, auch von dem Deutschen. Aber nicht bloß die Pumphose, die ganze Ausstopfung der spanischen Mode an Armen und Brust mit den hohen Schulterpuffen und dem Gänsebauch, der wie ein dicker Sack bis über den Unterleib herunterhing, gingen auf den Soldaten über (s. die Abb. 221—224).

Es war wie ein dichter Panzer, mit dem der Körper umlegt war. So wurde der Soldat wie der Stutzer nach spanischem Muster eine steife, unförmliche Erscheinung. Es paßt auch gut dazu, daß gerade in diese Zeit das Drillsystem, die Abrichtung des Soldaten fällt, und das Exercier-



351. Der Oberst-Feldproß. Landsknechtstracht mit Flederhose vom Jahr 1555. (Nach L. Fronspurger.)

reglement, wenn nicht erfunden, doch in seiner Bedanterie ausgebildet wurde. So wurde der freie Landsknecht zum Regimentsfeldaten.

Die platten und breiten Schuhe hatte der Soldat mittlerweile gegen einen spitz zulaufenden Schuh vertauscht, welcher den ganzen Fuß bedeckte; statt des Barett's nahm er den spanischen Hut an (Abb. 208, 350, 351) und den Hals hüllte er, wenn es anging, in die Kröse, den gefrauseten Mühlsteinkragen. In allem folgte er der Mode. War der Landsknecht

ihr vorangegangen, so war sein Nachfolger in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ihr Sklave geworden. Das Regiment oder vielmehr die Armee kenntlich zu machen, gab es noch nichts als die Feldbinde, die Schärpe, deren erste Anwendung den Hugenotten zugeschrieben wird. Doch erscheint sie schon bei den Offizieren Karls V. in seiner letzten Zeit. Die Liga nahm sie gleichfalls an, und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts



352. Soldat mit Pumphoje. Um 1615.
Hellebardier.



353. Hauptmann aus dem 30jähr. Kriege. 1640.
(Nach Sebuc.)

wollten sie auch die Damen tragen. Man trug sie damals locker über Schulter und Brust gehängt, mit den Enden vom Rücken frei hinausflatternd (Abb. 208).

Mit dem Beginn des dreißigjährigen Krieges ist es wieder der Soldat, welcher der Mode voranschreitet. Die Trachtenformen werden kriegerisch (s. die Abb. 255, 257, 261, 353). Der Soldat ist es, welcher der steifen und ausgestopften Kleidung ein Ende macht und jenes leichte, lockere

und malerische Costüm schafft, welches die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, die Epoche von Rubens und van Dyck, charakterisirt. Es ist der deutsche Soldat, der Soldat des großen Krieges, welcher die Führung hat, und überall folgen Militär und Civil. Nur Spanien macht eine Ausnahme wie in der Mode, so im militärischen Costüm. Wie Hof und Bürger an der steifen, ausgestopften Kleidung noch ein halbes Jahrhundert länger festhalten, so auch der spanische Soldat. In dem Costüm, in welchem er unter einem Alba und Alexander von Parma gedient hatte, glaubte er sich noch im siebzehnten Jahrhundert unüberwindlich, bis ihn die Schlacht von Rocroi eines Anderen belehrte.

Der deutsche Soldat bringt statt des Schuhes den hohen Stiefel in die Kriegstracht und in die Mode, den schlaffen Filzhut mit seinem Gefieder, mit seinen zahllosen, jeder Laune gerechten Formen, den schlichten Kragen, das offene Wamms und das lustige Beinkleid. Von der Mode nimmt er die Spitzen, die Schleifen und sonstige Zierden an. Er ist wieder Stutzer, aber in seiner Art. Die lustige, lockere Art seiner Kleidung hat zur Folge, daß er den Degen nicht mehr in bisheriger Weise tragen kann. Der Landsknecht hatte sein kurzes Schwert quer vor dem Magen horizontal getragen; der Spanier hatte den langen Stoßdegen an enggeschnalltem Hüftgürtel nach hinten hinaus in schräger, fast horizontaler Lage geführt; der Soldat des dreißigjährigen Krieges duldete keinen engen Gürtel; er hing den Degen an ein breites Wehrgehent, das Bandelier, welches von der rechten Schulter her schräg über Brust und Rücken sich zog (Abb. 255). Er hatte es von Leder oder Sammet und verzierte es mit Stickerei und Spitzen. Der Musketier trug, und zwar schon seit dem sechzehnten Jahrhundert, ein zweites Bandelier in entgegengesetzter Richtung. Es war das breite Gehent, an welchem in langer Reihe der Pulverbedarf der einzelnen Schüsse in hölzernen Kapseln hing. Erst die nachfolgende Periode ersetzte sie durch die fertigen Patronen und den Patronenbeutel, dem wieder die Patronentasche folgte (Abb. 347, 354, 355).

Für seine Kleidung hatte noch jeder Soldat selbst zu sorgen, wenn ihm nicht der Staat oder der Verbende auf seine, d. h. des Soldaten Rechnung, durch Abzug von seinem Solde, das Gewand dazu lieferte. Bewaffnung und Mode waren es, welche den Regimentern einigermaßen

das gleiche Ansehen gaben. Das Büffelwammis, den Ledertoller, der zum Theil den Harnisch ablösete, trug nur, wer ihn zahlen konnte, daher vorzugsweise der Offizier. Doch gab es auch schon in gleicher Farbe gekleidete Regimenter, so zumal im Heere Gustav Adolfs, der in der Uniformirung ein Vorgänger Ludwigs XIV. war.

König Ludwig XIV. war es, welcher, wie die Moden und den Ge-



354. Französischer Mäsketier mit Patronenbandolier, von 1585 (Nach Willemin.)

schmack seiner Zeit, so auch die Uniformen schuf. Ein Freund der Paraden und Musterungen, sich kümmernd um alle Kleinigkeiten der Ausrüstung, liebte er es die langen Reihen seiner Regimenter in voller Symmetrie, in gleichem Schnitt und Aufpuß, in gleicher Farbe zu sehen. So wurden Farben und Schnitt zugleich die Unterscheidungszeichen der nunmehr stehenden Regimenter. Er gab ihnen die gleichen Stoffe, dieselbe Garnitur, dieselbe Anzahl Knöpfe, alles gearbeitet nach derselben Weise. Und dieses

geschah von Lieferanten im Auftrage des Staates, sodaß der Soldat den ganzen Bedarf seiner Ausrüstung wie an Waffen so an Kleidung geliefert erhielt, ohne sich weiter darum kümmern zu müssen. Das geschah etwa um das Jahr 1670, sodaß die französische Armee völlig uniformirt in den holländischen Krieg zog.

Form und Schnitt aber hingen wiederum von der Mode des Tages



355. Offizier und Schüge vom Jahr 1670. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

ab, an welcher der Soldat selbst seinen Antheil hatte, wenn auch nicht in dem Maße der vorausgegangenen Epoche. Ludwig XIV. erfand nichts Neues; er nahm nur, was er vorfand oder was in Bildung und Umbildung begriffen war. So nahm er als Uniformrock den langen Staatsrock, den der Soldat aus dem Bauernstande mitgebracht hatte, und er machte ihn zugleich, wie das oben im vierten Kapitel schon erörtert worden, zum Rock der Mode. Aber er nahm ihm die plumpe, sackartige Weite, gab ihm engen und schlanken Schnitt und machte ihn dadurch zum Zustau-

corps. Das geschah aber schneller in der Mode als beim Militär (Abb. 287 bis 289; 355).

Dieser lange, sackartige Rock, unserem Paletot vergleichbar, ist nun das unterscheidende Kleidungsstück des Soldaten aus der zweiten Hälfte des siebzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von dem aus



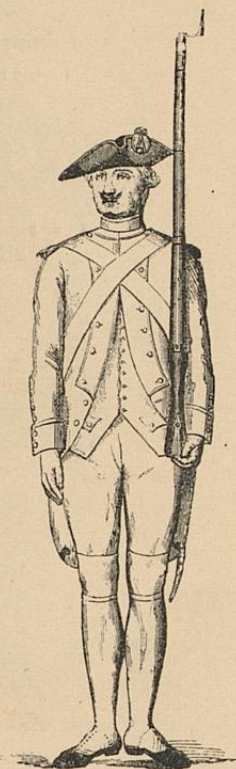
356. Französische Soldaten nach dem „Maniement des armes“ von 1721.

der ersten Hälfte. Der Soldat des dreißigjährigen Krieges trug die Sacke, das kurze Wamms, welche sich ein wenig zu Schößen verlängert hatte. Dieses Wamms verengert sich wieder und bleibt als Weste unter dem langen Rock Ludwigs XIV. und später in der Mode wie bei dem Soldaten. Die nachfolgenden Veränderungen, mit welchen sich die Uniform mehr und mehr von der Mode trennt, gehen aber an dem langen Rocke vor sich, wenigstens an ihm in auffallender und am meisten charakteristi-

scher Weise, und diese Weise charakterisirt sich darin, ganz der gleichzeitigen Mode entsprechend, daß alles enger, kleinlicher, dürrtiger, sparsamer wird. Der Unterschied, die Veränderung springt in die Augen, wenn man z. B. (auf den Abb. 356 und folg.) die Soldaten von 1721, als am Anfang dieser Periode stehend, mit dem von 1766 und dem von 1780 vergleicht, so ziemlich der letzten Uniform vor dem Beginn der Revolution.



357. Französischer Infanterist vom Jahr 1766.
(Nach Gravelot.)



358. Französischer Infanterist von 1780.
(Nach Hoffmann.)

Zunächst sind es zweierlei Veränderungen, welche für die Uniform von Wichtigkeit erscheinen. Die Mode der faltigen Spitzenmanschetten, welche an die Stelle der schlichten, auf den Vorstoß des Ärmels gelegten Manschetten treten, veranlaßt das Umschlagen dieser Ärmelvorstöße, welche, breiter und massiger werdend, sich vor dem heraustretenden Hemdärmel nach dem Ellbogen zurückziehen, wie man das an den Costümfiguren der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sehen kann (Abb. 355, 359).

Damit kommt die verschiedene Farbe des Unterfutters zum Vorschein. Diese Ärmelumschläge nun werden zu einem Unterscheidungszeichen der Regimenter, indem sie jedes Regiment von gleicher Farbe, aber von anderer als der des Rockes erhält.

Ähnliches geschieht mit dem Rocke auf der Brust, doch erst einige Jahrzehnte später. Als die Spizencravatte, die Steenkerke, sich in das



359. Grenadier um 1670. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

Spizenjabot, die Brustkrause, verwandelt, verlangt diese neue Mode eine offene Brust. Die Seiten des Rockes werden also umgeschlagen nach den Schultern zu. Auch diese Umschläge, die Revers (Abb. 357, 358), in der gleichen Farbe wie die Ärmelumschläge gehalten, bilden ein Unterscheidungszeichen der Uniform.

Zum dritten folgt alsdann in ähnlichem Sinne der Kragen, aber erst später als ein Geschöpf aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Alle drei Abzeichen hat die Uniform sich bis heute bewahrt, wenn auch nicht ausschließlich und nicht ohne mannigfache, mit der Mode und mit der Laune des Kriegsherrn wechselnde Veränderungen. Der Kragen wurde stehend, umgelegt, wieder stehend, wurde hoch und niedrig. So machten auch die Revers und die Ärmelumschläge verschiedene Wandlungen durch; die ersten sind aus der Infanterie größtentheils beseitigt, und die letzteren fast nur noch in der absteckenden Farbe vorhanden. Aber der Ursprung ist deutlich erkennbar. So ist es auch mit dem, was von ihnen in der heutigen männlichen Tracht übrig geblieben ist.



360. Französischer Soldat von 1767.
(Bopf und umgelegte Rockschöße.)

War es zunächst die civile Mode, welche diese militärischen Abzeichen der Uniform hervorrief, so waren andere wieder durch den militärischen Brauch veranlaßt und drangen zum Theil aus diesem in die Mode hinein. Den langen Rock trug der Reiter wie der Fußgänger. Jenem aber mußte er hinten auf dem Pferde lästig sein; er schnitt ihn daher bis zum Rücken auf, so daß die beiden Schöße zu beiden Seiten sich lagern konnten. Das that denn auch der Fußgänger (Abb. 360). Auch das war noch nicht bequem genug. Es wurden die unteren Ecken der Schöße von beiden Seiten her umgeklappt und in dieser Lage mit Knöpfen festgehalten. Wiederum erschien nun die andere Farbe des Unterfutters, und es war ein neues Abzeichen der Uniform gefunden, indem die umgeklappte Ecke stets von der zweiten Farbe der Ärmelumschläge und der Revers gehalten wurde. Die treue Er-

innerung davon bewahrt noch heute der kurze Frack des Postillons. Dem heutigen Uniformrock, sowie dem Rock der Mode ist nur die Aufschligung rückwärts geblieben, sammt den beiden völlig bedeutungslos und unverständ-

sich gewordenen Knöpfen am Rückgrat, an welche sonst der umgelegte Zipfel der Schöße angeknüpft wurde.

So war nach und nach, seit dem ersten Vorgange Ludwigs XIV., der Uniformrock des achtzehnten Jahrhunderts entstanden, mit Hinzufügung von Verkürzung und Verengerung, welche Eigenschaften theils auf dem Vorbilde der Mode beruhten, theils aber auch durch die Sparsamkeit der Regierung hervorgerufen wurden. Es war aber wesentlich nur der Rock des Soldaten, denn der Offizier suchte sich im Schnitt näher der Mode zu halten. So wurde sein Rock, statt die Ecken umzulegen, mehr und mehr von vorn beschnitten, daß er weiter und weiter klappte, sich zum Frack umbildete und in dieser schließlichen Gestalt wieder eine Rückwirkung auf die Mode übte. Das ging nun alles langsam vor sich, so daß es schwer ist für alle Veränderungen ein bestimmtes Jahr der Entstehung anzugeben. Auch traten die einzelnen Erscheinungen nicht gleichzeitig in den verschiedenen Ländern auf; ein Staat nimmt sie früher als der andere, selbst ein Regiment früher als das andere an. Dem Offizier selbst war noch manche Freiheit gestattet, welche ihm heute verjagt wäre.

Mit dem Rock hat sich nun auch alles Uebrige am Soldaten von Kopf zu Fuß geändert. Da der Rock eng geworden, so kann er den Degen — das achtzehnte Jahrhundert verkürzt ihn — auch wieder am Hüftgürtel, statt am Schultergelenk, tragen. Dagegen hängt er die Patrontasche am breiten Bändelriem über die Schulter. Das Bajonnet ist seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts allgemein, sowie das Feuergewehr; die Pike dient höchstens dem Offizier als Abzeichen oder Paradewaffe oder ist der Hauswache geblieben. Die Weste, das alte Wamms, ist fast außer Bedeutung gekommen; sie verändert, d. h. verkürzt sich nach der Mode. Der Stiefel des dreißigjährigen Krieges ist wieder dem Schuh gewichen, doch nicht völlig. Er bleibt dem Reiter, dem Dragoner, dem General, selbst Ludwig XIV. trägt ihn auf seinen Feldzügen oder bei seinen Paraden. Seine Form aber ist versteift; die freie, weite, schlottrige Art hat er abgelegt; er zeigt keine Falte, und der Stulp ist über das Knie heraufgezogen (Abb. 361). Im achtzehnten Jahrhundert bleibt er zwar dem Reiter, aber meist verkürzt mit abgelegtem Stulp. Er ist zum „Kanonenstiefel“ geworden. Der Infanterist ist auf Schuh und Strümpfe angewiesen, doch

erhält er zur Verstärkung die Gamaschen (Abb. 360), ein Kleidungsstück, das, uralt, vielleicht aus den antiken Schenkelbinden hervorgegangen, bis dahin ein dunkles Dasein im Volksleben geführt hatte. In Nachahmung der Stulpsstiefel gehen sie bis über das Knie hinauf und umfassen hier die wieder anliegend eng gewordene Kniehose, so daß das Bein straff umspannt



361. General um 1690. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

ist. Die s. g. „Rheingräfin“ (s. p. 360) war auch für den Soldaten nur ein kurzer Uebergang.

Höchst bedeutungsvoll und charakteristisch waren die Veränderungen, welche mit dem Kopfe und der Kopftracht des Soldaten seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vor sich gegangen waren (Abb. 362). Der Soldat des großen Krieges hatte die Mode der langen Haare mitgemacht, nicht so aber die nachfolgende Mode der großen Perrücke. Es war ein zu theures Kleidungsstück, als daß der Staat sich diese Ausgabe gestattet hätte. Nur der Offizier konnte sie tragen, wenn er im Stande war sie zu bezahlen.

So erkennt man sie auch gegen das Jahr 1700 und nach demselben bei dem höheren Offizier in all ihrer Größe und Schönheit (Abb. 361). Der Soldat sucht mit seinem eigenen Haar möglichst nachzukommen (Abb. 362),



362. Zur Geschichte der militärischen Kopfbedeckung 1670–1840.
 1. Infanterist von 1670; 2. Infanterist von 1720; 3. Offizier von 1748; 4. und 5. Leibgarden von 1758 und 1763;
 6. und 7. Generale von 1809 und 1840; 8. und 9. Offiziere von 1813 und 1840. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

er läßt es wachsen, so viel es will, geräth damit aber in Conflict mit dem strengen Gamaschendienste, der nun mit seiner Pedanterie alles in gleiche und kleinliche Ordnung bringt. Auch die Haare müssen dem Zwange gehorchen. So werden sie erst in einen Knoten geschlungen, dann in einen Zopf gebunden, der unter dem Vorgange in der preußischen Armee sich

zu einem möglichst steifen, möglichst langen Schweif ausgebildet (Abb. 360). Er findet in allen Armeen Nachfolge, doch stellt ihm Frankreich, wie das schon oben berichtet worden, den eleganteren Haarbeutel zur Seite. Aber damit nicht genug. Wenn auch die Perrücke dem Soldaten versagt war, so doch nicht der Puder. Er tritt aus der Mode in die militärische Ordonnanz mit der gleichen Entschiedenheit hinüber. Auch im Uebrigen folgt im achtzehnten Jahrhundert die Haartracht des Soldaten der Mode; sie sucht sich den Wandlungen der Perrücke, ihrer Verkürzung und Verkleinerung, den Lockenrollen über dem Ohre, der Bergerette möglichst nahe zu halten.

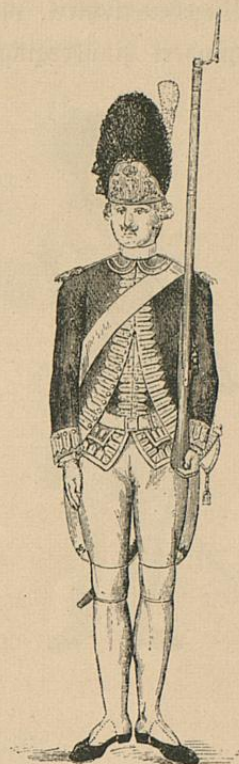
Das zieht nun wieder andere Folgen nach sich. Mit dem vollen Haar ist auch der Bart aus der Armee verschwunden, doch hat ihn der Soldat als derben, geschwänzten Schnurrbart doch länger behalten als der Mann der Mode. Einzelne Truppengattungen bringen ihn auch mit in das achtzehnte Jahrhundert hinüber und behalten ihn in demselben. Wie die Perrücke sich verkleinert hat und die Lockenrollen über das Ohr hinaufsteigen, kann der Rock nachfolgen, erst einen kleinen Stehragen und dann den umgelegten Kragen entwickeln, welcher letztere in der Zeit der französischen Revolution zu gewaltiger Höhe ansteigt, um erst im neunzehnten Jahrhundert wieder zu fallen. Der leichte Spitzenshawl, die Steenterfe, die sich bei dem Offizier und dem Mann der Mode in Jabot und Cravatte verwandelt hat, war zu fein und kostbar für den Soldaten; er erhält statt dessen im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eine schwarze Binde oder Cravatte, von welcher ihn auch das neunzehnte Jahrhundert noch nicht befreit hat. Das anscheinend unbedeutende Kleidungsstück ist ihm treuer geblieben als der Hut, als die Kopfbedeckung überhaupt, welche wohl von allen Theilen der militärischen Tracht in dieser Periode die größten Veränderungen erfährt. Kaum Erinnerungen sind vom siebzehnten Jahrhundert übrig geblieben (Abb. 362 und 364).

Alle Soldaten des dreißigjährigen Krieges, mit Ausnahme jener Reiter, denen noch der Helm vorgeschrieben war, trugen den breitkrämpigen Filzhut. So ging derselbe als fast einziger Beherrscher aller Häupter in die Epoche Ludwigs XIV. hinüber und machte bei dem Militär alle Moden und Wandlungen mit, welche er auf den vornehmen Häuptern zu erleiden hatte. Er versteifte sich, klappte die eine Seite in die Höhe, wurde dreiseitig,

umzog sich mit Borten und Gefieder. Nur die Verkleinerung zu einem Spielzeug für die Hand konnte der Soldat nicht mitmachen, da er nicht die Perrücke trug und somit auch des Hutes nicht entbehren konnte.

Mit der dreiseitigen Gestalt betritt der Hut als Uniformstück die lange Epoche Ludwigs XV. Aber im Laufe derselben, besonders gegen das Ende hin, erleidet er wiederum starke Veränderungen und erhält Nebenbuhler, welche ihm die Alleinherrschaft streitig machen. Statt der dreifachen Krämpe erhält er deren zwei, von denen die eine über der Stirne, die andere vom Nacken emporsteigt. Aus dieser Veränderung geht der kleine s. g. Napoleonshut hervor, welcher in der Zeit der Revolution à l'Androsmane genannt wurde. Stärker zusammengedrückt, oben zugespitzt und dann dreieckig geworden, wurde er zum Klapphut, den der Civilist unter dem Arme trug, der Offizier aber so auf das Haupt setzte, daß die eine Spitze über die Stirne vorragte, die andere über den Nacken. In dieser Gestalt, nur oben abgerundet, ist er noch heute den österreichischen Oberoffizieren und höheren Civilbeamten geblieben. Es ist beim Militär der einzige directe Nachkomme des Filzhutes aus dem dreißigjährigen Kriege. Seine Entstehung läßt sich Schritt auf Schritt, Zug um Zug verfolgen.

Auch der zweiseitige Hut hatte keinen Bestand, obwohl ihm der Ruhm des großen Napoleon zu gute kam. Die Launenhaftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts und die Soldaten- und Uniformspielerei seiner Fürsten hatten ihm längst anders gestaltete Kopfbedeckungen an die Seite gestellt, wie die gewöhnliche Uniform selber nicht allein geblieben war. So hatten die französischen Dragoner eine Phantasieuniform erhalten, und in allen Ländern waren Husaren- und Ulanenregimenter mit halb nationaler, halb erfundener Uniform errichtet worden. In Frankreich begannen die Husaren mit türkischer Uniform und erhielten dann ungarische. Sie alle hatten Kopfbedeckungen,



363. Französischer Grenadier mit Bärenmütze von 1780. (Nach Hoffmann.)

welche mit der bisherigen keinen Zusammenhang mehr besaß. Preußen aber stellte noch eine neue dazu, welche bedeutender und berühmter wurde als sie alle. Friedrich Wilhelm I., der Freund großer Soldaten, verlieh seinen Grenadieren die spitze Blechhaube, welche noch mit dem Bärenfell umgeben wurde. So entstand die mächtige Bärenmütze, welche überall für die Grenadiercompagnien angenommen wurde (Abb. 363), und trotz ihrer Ungeheuerlichkeit, ihrer Last und Unbequemlichkeit in das neunzehnte Jahrhundert hinüberging, ja in England noch bis heute sich erhalten hat.



364. Oesterreichische Uniformen von 1770–1815. 1. General von 1770; 2. Artillerie-Offizier von 1798; 3. Feldkriegscommissär von 1813; 4. Jägeroffizier von 1815. (Oesterr. militär. Zeitschrift.)

Ist die Bärenmütze noch ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, so mag der Tschako, der von der österreichischen Armee ausging, nicht seinem Ursprunge nach, sondern nach der Gestalt, in welcher ihn die deutschen Befreiungskriege sahen, schon als ein Geschöpf der neuen Zeit betrachtet werden (Abb. 362, 8). Ursprung und Name sind wohl auf die ungarische Büschägge zurückzuführen, aber Gestalt und Stoff änderten sich, als der Filzhut in der Gestalt des schwarzen Cylinders in der Gesellschaft wieder erschien. Um das Jahr 1800 war seine Bedeutung durch die französische Revolution so vorgeschritten, daß er auch dem Militär sich aufdrängen

konnte. Ohne Zweifel erhielt der Schako von ihm und seiner damaligen Gestalt die nach oben sich erweiternde oder ausbiegende Cylinderform; er ließ aber die Krämpfe weg, nahm statt dessen oder behielt vielmehr einen kleinen Schirm über der Stirne und verstärkte sich durch ein inneres Gerüst von Eisenstäben.



365. Soldaten der französischen Republik, 1792 - 1799.

Die französische Revolution übte sonst sehr wenig directen Einfluß auf die Gestaltung der Uniformen. Die nüchterne, phantasie- und reizlose, man möchte sagen geizige, aufs Aeußerste und Wenigste beschränkte Art derselben, wie sie aus den Umgestaltungen des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangen war (s. die Abb. der österreichischen Offiziere 364), ging auch auf die Armeen der Republik und des Kaiserreichs hinüber (Abb. 365) und blieb denselben, ohngeachtet Napoleon selbst als Consul (Abb. 366)

und seine Generale und Marschälle, Murat vor allen, militärischen Glanz liebten und in ihrer Kleidung zur Geltung brachten. Zwar Zopf und Puder fielen, und das Haar legte sich in wirren Strähnen um den Kopf



366. Napoleon Bonaparte als erster Consul 1800–1802. (Nach Chataignier.)

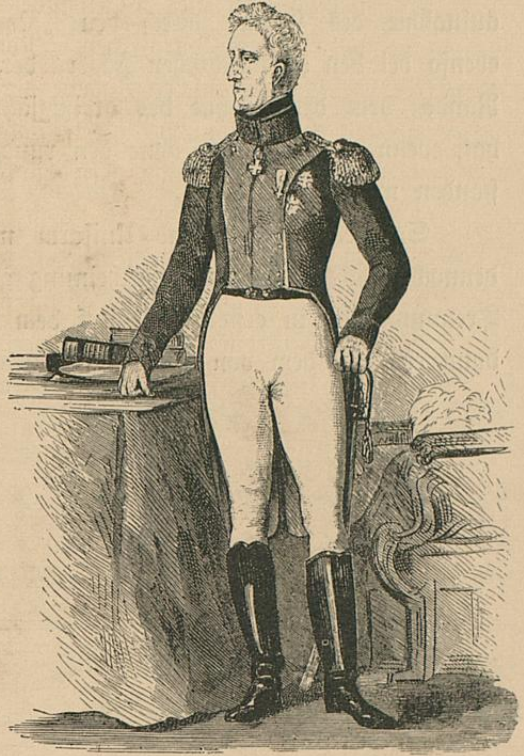
herum, und die krause Titusfrisur stellte sich ein, aber dennoch bildeten die Uniformen aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts nur den Schluß jener abwärts gehenden Bewegung von dem freien, kriegerischen Aeußeren der Soldaten und Offiziere aus der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Diesen Unterschied zweier Jahrhunderte stellt nichts klarer und

deutlicher vor Augen als die Vergleichung zweier dänischer Könige, Friedrichs III. und Friedrichs VI. (Abb. 367, 368).

Wohl aber wirkte die Revolution indirect, indem das männliche Costüm, wie sie es geschaffen hatte, nach und nach das Costüm im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts umzuändern und zu der heutigen Erschei-



367. König Friedrich III. von Dänemark.
Vornehme Kriegstracht, 1650–1660. (Kopenhagen.)



368. König Friedrich VI. von Dänemark. Generalsuniform um 1830.
(Kopenhagen.)

nung umzugestalten begann. Aus dieser Wirkung ging die Wiederaufnahme des Stiefels hervor, ferner das lange Beinkleid, welches nach Hinwegfall der Gamaschen über Knie und Stiefel herunterwuchs, endlich, doch viel später erst, der kurze, den Unterleib bedeckende Rock statt des weitausgeschnittenen, sparsamen Fracks, der noch eine Weile länger als Parade-tracht den Offizieren blieb, nachdem ihn der gemeine Soldat schon gänzlich abgelegt hatte.

Aber wie immer seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts war

es nicht allein die Mode oder das zeitgenössische Costüm, welches die Uniform bestimmte, sondern Laune, Geschmack und Wille des Kriegsherrn, der freilich wiederum unter der Stimmung und Richtung der Zeit stand. Diese ist einerseits auf das Nützliche und Praktische ausgegangen, andererseits haben aber auch Romantik und selbst archäologische Passionen mitgespielt. Auf ihre Rechnung ist die „Pickelhaube“ in Preußen zu setzen, die Wiederaufnahme des Helmes durch den „Romantiker auf dem Throne“, und ebenso bei den österreichischen Jägern der neue Federhut mit aufgekämpfem Rande, dem der Filzhut des dreißigjährigen Krieges als Vorbild gedient hat, wenn er auch kaum ohne den runden Filzhut der heutigen Mode entstanden wäre.

So stehen Mode und Uniform noch heute in engen Beziehungen, dennoch sind sie in ihrer Erscheinung getrennt, wie kaum je zuvor, eine Trennung, die in erster Linie auf dem Unterschiede der Farbe beruht und dann erst auf dem von Schnitt und Form.

7. Kapitel.

Die Moden im 19. Jahrhundert.

Mehr denn ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem das Costüm des neunzehnten Jahrhunderts aus den Stürmen der großen Revolution und ihrer endlichen Beruhigung hervorgegangen war, einer Periode, sonst grade lang genug, um eine neue Costümform zu schaffen. Aber die männliche Tracht ist nach ihrer ganzen Erscheinung in allen wesentlichen Eigenschaften dieselbe geblieben. An Weste und Frack, an Rock und langem Beinkleid, ihren Hauptbestandtheilen, hat die Mode nur eben gespielt (Abb. 369), und nur um den Kopf besteht seit den letzten drei Decennien ein Kampf bedeutenderer Gegensätze, ein Kampf um Haar und Bart, um Rundhut und Cylinder.

Anders freilich bei den Frauen. Bei ihnen ist die Bewegung nicht bloß eine viel stärkere gewesen; die Formen haben selbst zwischen den äußersten Extremen geschwankt (vergl. die Folge der Abb. von 370—377). Die weibliche Tracht der vierziger und fünfziger Jahre erscheint wie eine völlig andere als die des zweiten Jahrzehnts, und wiederum anders ist die des letzten Jahrzehnts. Wir haben das Frauenkleid zu ungeheurer Weite anschwellen und wieder wie in Nichts zusammensinken sehen, wir haben es gesehen kurz wie ein Kinderkleid und lang nachschleppend den Boden kehren.

Verfolgt man das männliche Costüm seit dem Sturz der napoleonischen Herrschaft, des ersten Kaiserreichs, so findet man, wie es farbloser, nüchterner, einfacher wird, allerdings auch manchen bizarren Nebenformen entsagt, die ihm noch von der Revolution her ankleben. So z. B. sinken der hohe Rockfragen und die mächtige, Kinn und Hals bedeckende Cravatte auf ein



369. Herr und Mädchen vom Jahr 1821. (Journal des Luxus und der Moden.)

bescheidenes Maß zusammen. Die Zeit nach dem Wiener Congreß hatte noch den blauen Frack mit blanken Messingknöpfen geliebt und im Sommer die gelbe Nankinghose (Abb. 369); auch Braun und Olivengrün, die Ueberreste der Revolutionsepöche, standen für das Négligé, für die gewöhnliche Tagestracht, noch in Mode. Schon lange vor der Mitte des Jahrhunderts aber ist Schwarz und Weiß oder Schwarz allein das festliche Colorit und Grau, nichts als Grau die Tageskleidung im Winter wie im Sommer.

Ein trostloses Resultat tausend- oder zweitausendjähriger Costümgeschichte, wenn man es mit der vorausgegangenen Farbenfreudigkeit vergleicht.

Nicht besser steht es mit dem Schnitt. Die gewissen Kleidungsstücke, welche der Mann des neunzehnten Jahrhunderts überkommen hat, ändert er in lauter Kleinigkeiten und Nebendingen, Aenderungen, welche alle darauf hinauslaufen seinen Hütungsproceß im Ankleiden so einfach, so formlos wie möglich zu machen. Jedes Kleidungsstück ist zu einer einfachen oder zusammengesetzten Röhre geworden, in welche der Körper oder ein Glied desselben hineingeschoben wird. Es ist, als ob der Mann der Gegenwart keine Zeit hätte sich viel um die Dinge der Toilette zu bekümmern.

Und so ist es in der That. Im Zeitalter des Dampfes und der Eisenbahnen bewegt sich das Leben des Mannes mit einer Rastlosigkeit, von welcher die früheren Zeiten kaum in kurzen Epochen eine Ahnung hatten. Die Anforderungen, welche an die Mehrzahl gestellt werden, sind so zahlreich, so verschiedenartig, so drängend, daß uns nicht Zeit, nicht Behagen und Seelenruhe bleibt viel an gewählte Toilette zu denken. Der Mann ist froh, wenn er dieser Gedanken überhoben ist. Im Anfange dieses Jahrhunderts konnte noch ein Brummel mit dem Studium seiner Cravatten sich zu einer europäischen Berühmtheit ersten Ranges erheben; heute wäre das eine Unmöglichkeit.

Und doch läßt sich auch in den kleinen Veränderungen der männlichen Kleidung ein gewisser Zug der Zeit verfolgen. Grade weil der Träger sie vernachlässigt, ist es die Zeit, welche die Formen für ihn schafft. Wie aus dem Druck der politischen Restauration die liberalen Ideen immer deutlicher, immer mächtiger wieder hervorbrechen, wie sie unbezwingbar arbeiten, bis sie in den constitutionellen Monarchien der Gegenwart zum Siege gelangen, so kann man auch so etwas wie eine allmähliche Befreiung aus der Versteifung der Reaction in den Veränderungen der männlichen Kleidung verfolgen. Sie wird langsam lockerer, leichter, freier und bequemer, Brust und Hals werden frei, die Cravatte sinkt herab und wird selbst zu einem losen, zarten Tüchlein. Das Wiedererscheinen der Stiefel an Stelle der Schuhe mag man daneben auch als ein Zeichen frei gewordener Männlichkeit betrachten, wie es im siebzehnten Jahrhundert der Fall war.

Am deutlichsten aber sprechen in diesem Sinne die Veränderungen,

welche erst in unseren Tagen mit dem Kopfe vor sich gegangen sind. Das achtzehnte Jahrhundert, das Ancien Regime, hatte keinerlei Bart mehr geduldet, und nicht einmal die Revolution hatte ihn wieder zu Ehren gebracht. Aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft kam damals, höchst schüchtern, der Favoritbart, das bißchen Gewächs vor beiden Ohren. Das war die vornehme und zugleich alleinige Art der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Das Militär, namentlich das österreichische, stellte ihm den Schnurrbart zur Seite, der auch auf den österreichischen Beamten überging, während in der preußischen Armee Schnurrbart und Favorit sich zum W Barte vereinigten. Aber das kam nach und nach und bis zu den vierziger Jahren noch mit geringer Bedeutung für die civile Welt. Erst das Jahr 48 brachte den Vollbart, den „Demokratenbart“, den die neue Kriegsepoche selbst in den Armeen einführte. Von da an herrscht völlige Bartfreiheit; ein jeder trägt ihn nach seinem Willen und Geschmack, und nur derjenige entsagt ihm gänzlich, welchem der Beruf es nicht erlaubt, so der Schauspieler und der Geistliche.

Mit dem Demokratenbart ist auch der Demokratenhut gekommen, der Carbonarihut, wie er zuerst genannt wurde, der schlaffe, breitkämpige Calabreser, der bergende, beschattende Hut der „Mitverschwornen“. Im Beginn der vierziger Jahre erscheint er nordwärts der Alpen, aber erst das Jahr 48 verschafft ihm Aufnahme und Verbreitung. Nach der Niederlage der revolutionären Bewegung wird auch er in den Jahren der Reaction staatlich und polizeilich verfolgt. Der Staat erachtet ihn als Abzeichen des Liberalismus, die Polizei confiscirt ihn und arretirt seine Träger. Damit verschmäht ihn auch der ruhige Bürger, der Mann der Gesellschaft.

Es erging dem neuen Hute genau wie dem schwarzen Cylinder, dem ehemaligen Jakobinerhute, ein halbes Jahrhundert früher. Nun ist dieser selbst conservatives Symbol geworden, und er hat den grauen Filzhut zu seinem Gegner erhalten. Das Widerstreben von Staat und Polizei und Philistertum ist umsonst. Nach wenigen Jahren schon ist der ehemalige Carbonarihut seines politischen Charakters entkleidet, und er kämpft nur noch den socialen Kampf der Mode, in welchem er, mit Ausnahme des Salons und aller jener Fälle, in welchen die moderne Toga, der schwarze Frack, getragen wird, bereits das ganze Terrain erobert hat. Freilich hat

er sich selbst vielfach verwandeln, seine Farbe ändern, sich schwarz färben und gar mancherlei wechselnde Modeformen annehmen müssen.

Ein ähnlicher Kampf ist gleichzeitig auf den Köpfen der Damen geführt worden, aber nicht aus politischen Gründen, oder höchstens sehr indirect von ferner Hand. Die Wandlungen der Zeit, der Cultur spielen



370. Damenmoden vom Jahre 1821. (Journal des Luxus und der Moden.)

auch in der Frauenkleidung des neunzehnten Jahrhunderts mit, aber, wenigstens in der ersten Hälfte, nicht leicht erkennbar.

Die Veränderungen der Frauenkleidung sind, wie schon angedeutet, in unserem Jahrhundert weitaus bedeutender in der Erscheinung als die des männlichen Costüms (Abb. 370—377). Die Frau des neunzehnten Jahrhunderts war aus den Stürmen der Revolution nur mit großen Verlusten hervorgegangen. Sie hatte den Reifrock, den Puder, die hohen Frisuren, die Steckelschuhe verloren, Verluste, die grade nicht zu betrauern

waren. Aber was sie wieder erhalten, war um nichts besser. Sie trug ein kurzes, die Füße völlig freilassendes Kleid mit hoher Taille und völlig gradem Schnitt, in gespanntester Enge um die Beine liegend, eine Mißgestalt, der sie durch reichen Blumenschmuck Ansehen zu geben suchte. Schmale, niedere Schuhe, die Nachfolger der Sandalen des Directoriums, saßen an



371. Damenmoden vom Jahre 1823. (Journal des Luxus und der Moden.)

den Füßen. Handschuhe bis gegen die Schultern hinauf deckten die bei hoher Toilette völlig entblößten Arme. Das Haar war bizarr und seltsam mit geschweiften, mächtigen Kämmen frisiert, zum Theil emporgehalten, zum Theil in Schmachtlöcken trauerweidenartig herabfallend. Es waren seltsame, durchaus nicht geschmackvolle Erscheinungen, unsere Mütter oder Großmütter aus dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Was den Geschmack betrifft, so schien es in den zwanziger Jahren nicht besser werden zu wollen. Aber eine bestimmte und folgenreiche Tendenz

der Veränderungen macht sich bereits geltend (Abb. 370, 371). Das Kleid beginnt sich aufzublähnen; es erweitert sich an den Hüften, legt Puffen, stark anschwellende Federkissen um die Schultern und die Oberarme und darüber oft einen gezackten Kragen von ritterlich-romantischer Reminiscenz. Die Gestalt ist um nichts schöner als diejenige um ein und zwei Jahr-



372. Damenmoden vom Jahre 1830. (Nach Chalkanel.)

zehnte früher, vielleicht grotesker noch, aber man sieht die Mode in voller Bewegung.

Die Bewegung geht über das Jahr 1830 ununterbrochen in gleicher Tendenz hinaus (Abb. 372, 373), nur was von romantischen Modeformen vorhanden war, fällt ab. Die untere Hälfte der weiblichen Gestalt ist in steigender Erweiterung, Unterrock wird auf Unterrock hinzugefügt, immer größere Fülle zu erreichen, die Hüfte immer stärker anschwellen zu machen.

Den Eindruck zu verstärken sinkt die Taille wieder tief herab und verengt sich zu möglichster Wespentaille, was nur durch die Wiedereinführung des Corsetts ermöglicht wird. So ist auch diese Errungenschaft der französischen Revolution, die Befreiung von der Schnürbrust, im Kampfe gegen die Reaction wiederum gefallen, der letzte Rest des griechischen Costüms, wie



373. Damenmoden von 1837 und 1842. (Nach Challanel.)

es die Damen des Directoriums geschaffen. Mit der enggespannten Brust, der tiefen Taille, den weitabspringenden Hüften gleicht die Dame der vierziger Jahre weit mehr derjenigen von etwa 1750 als derjenigen vom Jahre 1800.

Die Ähnlichkeit vollständig zu machen tritt nun auch nach dem Jahre 1855 der Reifrock wieder auf (Abb. 374), das am meisten charakteristische Kleidungsstück des weiblichen Costüms im achtzehnten Jahrhundert. Er kam durchaus nicht plötzlich oder unerwartet, sondern er war das Ende einer langen Bewegung, das schließliche Resultat jener Tendenz der Erweiterung

und Aufblähung, welche schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts beginnt. Die weibliche Hüfte vermochte die Last der zahlreichen Röcke nicht mehr zu tragen, und sie fand Erleichterung in der Crinoline, dem „härenen Gewande“ der Neuzeit. Mit ihren Stahlreifen stand der Erweiterung kein Hinderniß mehr im Wege, und diese erfolgte auch, wie uns ja allen in Er-



374. Damenmoden von 1850 – 1860, mit Crinoline. (Nach Châllanel.)

innerung ist, in dem Maße, daß die Crinoline des neunzehnten Jahrhunderts dem Reifrock des achtzehnten in keiner Weise nachstand. (Abb. 374, zweite Figur).

Während dieser aufsteigenden Bewegung, welche, so scheint es, das Hauptinteresse für sich in Anspruch genommen hatte, zeigte die Kopftracht in allem die Tendenz sich bescheidener zu gestalten. Sene bizarren Frisuren der zwanziger Jahre wichen nach allgemeiner Regel einer sehr schlichten Frisur, welche das Haar in der Mitte scheitelte und dann zu beiden Seiten

glatt über Schläfen und Ohren wegstrich oder auch in ringelnden, schraubenförmigen Schmachtkloken zu beiden Seiten des Gesichts herabfallen ließ.

Mit dem Haar senkte sich auch der Hut, den die Dame des neunzehnten Jahrhunderts von jenen aus der Revolutionszeit in höchst grotesken Gestalten überkommen hatte. In der Hauptform bestand er aus einem großen Kopfstheil mit einem gewaltigen, vorgebauten, meist aufstehendem Schirme (Abb. 373). Die folgenden Veränderungen sind nun leicht erkennbar. Der Schirm sinkt herab und baut sich dem Gesichte vor wie eine schützende Veranda mit vortretendem Dache. Dieser Schirm verkleinert sich und fällt endlich ganz hinweg, so daß das Gesicht völlig frei wird. Als der Schirm gefallen, geht die gleiche Tendenz auf den übrig bleibenden Theil des Hutes über, verkleinert ihn von vorn nach rückwärts und läßt ihn endlich so in den Nacken hinabsinken, daß er nur einen Nackenschutz bildet, der Kopf aber ungehütet und ungeschützt ist (Abb. 373, 374).

So konnte die Sache nicht bleiben, denn die Gesundheit und was mehr sagen will, der Teint mußten darunter leiden. Das Natürlichste wäre gewesen, daß die Mode den Hut wieder von hinten nach vorne, vom Nacken zur Stirne zurückgeführt hätte. Aber das geschah nicht, wenigstens nicht sofort; die Mode hat ihre Launen.

Zu dieser Zeit, in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, hatte sich auf den männlichen Häuptern der kleine runde Filzhut bereits so festgesetzt, daß er nicht mehr zu verdrängen war. Die Frauen folgten dem Beispiele. In dieser Epoche, da ihre Kopfbedeckung so gut wie auf nichts reducirt worden, schuf ihnen die Mode einen neuen Hut, ein Seitenstück zu dem männlichen, von ähnlicher Form, aber mit Feder und Schleier. Es war der „letzte Versuch“ und der Versuch gelang. Die neue Hutform war gefunden, aber sie sollte nicht siegen ohne Kampf, denn nun erst begann der alte Hut, der „geschlossene Hut“ (bonnet) wieder vorzurücken, sich wieder brauchbarer zu gestalten, sich selbst dem neuen ähnlich zu machen (Abb. 375, 376). So begann denn auch ein Krieg um den Frauenkopf ganz so, wie er um das männliche Haupt zwischen dem alten und neuen Hute geführt wurde und noch geführt wird.

Die interessanten Phasen dieses Damenkrieges stehen aber im Zusammen-

hang mit den übrigen Veränderungen des weiblichen Costüms in den letzten zwanzig Jahren.

Die Crinoline fiel nach etwa fünfzehnjähriger Existenz schneller als man nach der Dauer ihrer Vorgänger im sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert hätte erwarten können. Die Dinge gehen heute eben schneller. Sie



375. Damenmoden von 1865–1870. (Nach Challanel.)

ließ nichts zurück als ein sehr kurzes Kleid, so daß die untere Hälfte der weiblichen Erscheinung für den Moment sehr vernachlässigt oder wenigstens sehr unbedeutend erschien. Diesen Moment benützte der Kopf, um nun das Interesse der Moden auf sich zu lenken. Wie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter ähnlichen Bedingungen stiegen die Frisuren in die Höhe mit künstlich verschlungenen Gebäuden, während sich zum Ueberfluß der Chignon in den Nacken hinabsenkte. Da zu all diesem das eigene

Haar nicht ausreichte, so wurde fremdes zu Hilfe gerufen, und der Handel mit Frauenhaar blühte wie in den Zeiten der Perrücke.

Mit den Haargebäuden stiegen nun auch die kleinen Hüte in die Höhe, der geschlossene wie der runde Hut, und tanzten gewissermaßen auf der Spitze der Bogen. Da sie mit ihrer Größe nicht ausreichten das ganze Gebäude zu bedecken, was auch wider die Absicht gewesen wäre, so saßen sie bald



376. Dame von 1879. (Nach Chancel.)



377. Dame von 1879. (Nach Chancel.)

rückwärts, bald seitwärts, bald vorn über der Stirne. Die künstlichen Frisuren schafften ihnen auch gekünstelte Formen, unter welchen eine Reihe von Jahren hindurch höchst selten etwas wirklich Schönes oder Reizendes zum Vorschein kam.

Auch diese Zeiten und Moden liegen nunmehr schon wieder hinter uns. Das Kleid der Dame ist wieder länger geworden, die Füße, die man bei der kurzen Kleidung bewundern gelernt hatte, sind wieder verschwunden,

und im Salon herrscht die Schleppe in einer Länge und Entfernung, daß man oft zweifelnd fragen möchte, welche Schleppe denn zu welcher Dame gehört. Und nicht genug daran, hat insbesondere die untere Hälfte des Kleides eine solche Fülle von Aufpuß erhalten, daß der Rock schon wie eine Last erscheint. Und dieser Aufpuß ist in der Regel höchst widersinnig angeordnet. Er sitzt häufig an Stellen, wo er absolut nicht sitzen sollte; er umschneidet den Körper in den willkürlichsten schiefen Linien, die der Richtung des Körpers und seiner Glieder und dem natürlichen Fall des Kleides zuwider laufen (Abb. 376, 377). Hier herrscht völlig Unnatur. Die weibliche Büste dagegen ist wie nach der Natur modellirt; das Kleid legt sich tricotartig an Rumpf und Hüften an, und, diese Absicht zu zeigen, wird der Stoff heute auch tricotartig gewebt. Das ist nun allerdings bei schöner Figur auch eine schöne Tracht, hebt die Schlankheit, den Wuchs und verhindert jenen unangenehmen spitzwinkligen Bruch des Contours, den die lange Wespentaille mit der auffpringenden Linie der Hüfte hervorruft, wie es in den Zeiten des Reifrocks der Fall war.

Gleichzeitig und im engsten Zusammenhange damit sind nun die hohen, gekünstelten Frisuren wieder gefallen; das Haar wird viel einfacher, mitunter allzuschlicht und einfach, aber nicht ohne Reiz behandelt. Dazu paßt nun wieder der runde Hut.

Aber auch er erscheint in viel einfacheren und schlichteren Formen, als man sie in den sechziger und siebziger Jahren zu sehen pflegte. Und was noch merkwürdiger ist, er erscheint ganz in denselben und in den schlichten, schmucklosen Formen des männlichen Hutes, wie ihn sonst nur Reiterinnen trugen. Ist es ein Zeichen der Emancipation des weiblichen Geschlechtes? ein Zeichen, daß die Frau siegreich vorwärts schreitet auf dem Wege moderner Befreiung aus vielhundertjähriger Sklaverei? Fast sollte man es glauben, wenn man sieht, wie sie ein Stück des männlichen Costüms nach dem anderen anlegt, den männlichen Paletot, die Cravatte, den Hemdkragen, die Weste, alles nach männlicher Art, gleichwie sie trachtet sich jeglichen Beruf des Mannes Stück um Stück zu eigen zu machen.

Aber so weit ist es noch nicht. Es ist nur die Dame in öffentlicher Erscheinung, welche den Mann imitirt. Im Hause und im Salon ist das Bild ein völlig anderes, ein völlig weibliches. Hier, wo sie wirklich herrscht

und wie von Alters her ihren Beruf erfüllt, gelten auch weibliche Modeformen, weibliche Art und weibliche Farbenlust, und letztere in einem Reichtum, in einer Fülle und Schönheit von Tönen und Tinten, wie sie die Welt seit zwei Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Es ist eine der schönsten Errungenschaften der modernen Geschmacksreform.

Und so lange solche Weiblichkeit in der Mode und solche Farbenlust (gepriesen sei sie!) noch herrschen, so lange mögen wir ruhig schlafen, ohne Furcht, daß eine Zeit kommen werde, wo das Ewig-Weibliche in dem Endlich-Männlichen zu Grunde gehe.



